ALLTAG IM RHEINLAND

Mitteilungen der Abteilungen Sprache und Volkskunde des
LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte (ILR)

Eine Jahresgabe für ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

2018

Redaktion:

Katrin Bauer, Georg Cornelissen, Gabriele Dafft, Dagmar Hänel, Peter Honnen

Seite 16

Seite 56

RÄUME UND ORTE

Vom Leben auf dem Land zwischen Innovation und Idylle **4**
Der ländliche Raum und die Volkskunde
von Katrin Bauer

Ausstellungsprojekt: Bürowelten – Wer arbeitet denn hier?! **11**
von Gabriele Dafft

WER SAGT DENN SOWAS?

Wie Wörter wandern **23**
von Peter Honnen

***Schottelschlett* und *Schottelplack* – eine Karte** **30**
Zur räumlichen Verbreitung eines rheinischen Lieblingswortes
von Sarah Puckert

Die Mösch im Dorf ist von den Socken **36**
Der ILR-Sprachfragebogen 11 (2017/2018): Erste Teilergebnisse
von Georg Cornelissen

VON VÖGELN UND MENSCHEN

Good Birds, Bad Birds? **49**
Überlegungen zu Mensch-Tier-Beziehungen im Garten
von Dagmar Hänel und Carsten Vorwig

ARBEIT FILMEN

Bäume · Menschen · Sägen **66**
Zur Konzeption eines Forstfilms zwischen musealer Handwerksdokumentation und kulturanthropologischem Film
von Andrea Graf

DIALEKTE LERNEN

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm?! **73**
Weitergabe von Dialekt in Familien aus Erftstadt-Erp
von Charlotte Rein

Acht Jahre Siegerländer Mundart **83**
Eine sprachbiografische Skizze
von Werner Haubrich

LEIDENSWEGE

Kreuzwege … **88**
Eine Annäherung an Passionsdarstellungen der katholischen Dichterin und Künstlerin Ruth Schaumann
von Alois Döring

Seite 68

Seite 96

TIPPS UND TERMINE

LESEN

Düsseldorf und Düsseldorfisch **103**

Regionalität und Globalisierung im Rheinland **104**
Aktueller volkskundlicher Sammelband zur Konstruktion einer Region

Das Münsterland und sein Dialekt (Teil 2) **106**

Von Maikönigspaaren, Maibäumen und Junggesellen **107**
Körrenzig und das Rheinland

„Monte Quasellino“ – ein Buch für einen Viersener Erinnerungsort **108**

KUCKEN

Bäume · Menschen · Sägen. **109**
Arbeitswelt Forst

HÖREN

Ganz NRW auf einer CD **110**
Alle Dialekte des Landes: 44 Sprachaufnahmen aus zwei Jahrhunderten

KLICKEN

Digitales Familiennamenwörterbuch Deutschlands (DFD) **112**
Ein Projekt im Portal namenforschung.net

Wie oft gibt es Ihre Straße? **114**

HINGEHEN

„Weimar im Westen – Republik der Gegensätze“ **116**
Eine Wanderausstellung der Landschaftsverbände Westfalen-Lippe (LWL) und Rheinland (LVR) im Jahr 2019

Einer Teilauflage dieser Ausgabe liegt die vorgestellte CD „Die Dialekte von Nordrhein-Westfalen“ (2018) bei.

Neue Literatur **118**
Bildnachweis **122**
Impressum **124**

Vom Leben auf dem Land zwischen Innovation und Idylle

Der ländliche Raum und die Volkskunde

von Katrin Bauer

Für die Volkskunde stellte der ländliche Raum mit seiner Bezugsgröße dem Dorf und den Bauern als Akteure über lange Zeit das zentrale Forschungsfeld dar: Im Zuge der tiefgreifenden Wandlungsprozesse, die das „lange 19. Jahrhundert" hervorbrachte und mit den Stichworten Industrialisierung und Verstädterung hier nur angedeutet werden sollen, wuchs der Wunsch, die als bedroht erscheinende Alltagswelt zu bewahren und ihre kulturellen Zeugnisse zu sammeln. Vor diesem Hintergrund entstand und etablierte sich die Volkskunde als – nach dem damaligen Verständnis – wissenschaftliche Disziplin. Den theoretisch-geistesgeschichtlichen Hintergrund bildete für viele dieser ersten Volkskundler die häufig mythologisch verklärte Romantik, als „auf den nationalen Volksgeist ausgerichtete, historisch bestimmte und daher gegenwartsferne" geistige Strömung. Der ländliche Raum wurde Zentrum ihrer Forschungen, die nicht selten auf eifrige empirische Sammeltätigkeit fußten. Hier, so glaubte man, würde man am ehesten etwas von der im Verschwinden begriffenen Kultur, von dem „als unverfälscht eingestufte[n] ländliche[n] (Gemeinschafts-)Leben in seiner organischen Überlieferung" finden und erhalten können.

Der ländliche Raum mit dem Dorf als sein Kern wurde zum Synonym für eine heile Welt mit traditionellen Strukturen und Gefügen, die über Jahrhunderte statisch und unverändert bestanden hätten, und der Bauer verkörperte diese Traditionen, die man idealerweise bis in germanische Vorzeit zurückzuverfolgen suchte.

Neue Impulse in den volkskundlichen Diskurs auch um das Land brachten Hans Moser und Karl Sigismund Kramer, die in den 1960er Jahren eine exakte Verortung der Quellen in Raum und Zeit forderten und so mit „dem mythischen Kram in der Volkskunde säuberlich auf[räumten]". Zwar stand auch jetzt überwiegend die ländliche Alltagswelt im Fokus, doch wurden nun gründliche Mikrostudien angefertigt und Wandlungsprozesse aufgezeigt. Die Suche nach Kontinuitäten und die Idealisierung des ländlichen Raumes waren beendet. Allerdings rückte der ländliche Raum im Fach in der Folge stark in den Hintergrund, während die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Stadt lange

Milchwagen der Molkerei in Erp mit weißer Plane, Anhänger und der Aufschrift „Frisch-Milch." Erster Milchwagen der Molkerei. Die Aufnahme ist Bestandteil der Sammlung M. Jüssen. Erp, 1937.

Zeit im Trend lag. So war das Dorf oder der ländliche Raum allenfalls ein Randthema und wurde nur vereinzelt als explizite Analysekategorie berücksichtigt. Wenn, dann vor allem in historischen Mikrostudien zu verschiedenen sozialen Gruppen oder themenzentrierte Studien, die den klassischen, volkskundlichen Kanon wie die Brauch- und Ritualkultur bedienen und dafür relativ homogene Quellenbestände nutzen. Der Wandel ländlicher Kultur durch unterschiedlichste Faktoren und Einflüsse bildete häufig den Hintergrund und die Folie dieser Publikationen. Nur sehr singulär entstanden Studien zu den – aktuellen wie historischen – Sozialgefügen einzelner Dörfer wie etwa dem Dorf Alhausen in Westfalen oder wie jüngst das interdisziplinäre Langzeitprojekt des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte über das Dorf Hünxe am Niederrhein oder die 2017 entstandene Film-Dokumentation „Von Blasorchester, Bürgerbus und Bauernhof. Innensichten eines Dorfes", welche Inneneinsichten in den Alltag des Dorflebens in Loikum zulässt. In jüngster Zeit lässt sich allerdings ein Gesinnugswandel konstatieren. So konnte das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft über fünf Jahre geförderte LVR-Projekt „Portal Alltagskulturen 1900–2000" den „Wandel

im ländlichen Raum“ im 20. Jahrhundert dokumentieren und analysieren und die Ergebnisse in einem digitalen Portal unter https://alltagskulturen.lvr.de/ zugänglich machen. Auch die Kollegen des Instituts für Kulturanthropologie/Volkskunde an der Uni Bonn widmen sich etwa in einem DFG-geförderten Forschungsprojekt „Partizipative Entwicklung ländlicher Regionen. Alltagskulturelle Aushandlungen des LEADER-Programms der EU“ dem Thema. Auch die jüngst neu gegründete Kommission der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde „Kulturanalyse des Ländlichen“ zeigt das neue (wissenschaftliche) Interesse am Thema.

Der ländliche Raum in der medialen Rezeption

Im Gegensatz zur kulturanthropologischen Wissenschaft, in der das Thema Land lange eher abseits stand, könnte man in der öffentlichen Wahrnehmung dagegen schon länger von einem regelrechten Boom in der Auseinandersetzung mit dem ländlichen Raum sprechen. In der aktuellen gesellschaftlichen, meist medial vermittelten Diskussion wird dieser dabei mit einem Gegensatz beschrieben und unterschiedlich konnotiert: Zum einen – vor allem im Kontext der Politik – werden in erster Linie die strukturellen Probleme des ländlichen Raumes benannt und

Bauer im Kuhstall beim Melken mit der Melkmaschine.

diskutiert: Viele Dörfer überaltern – die Jungen ziehen weg, da die Arbeit fehlt –, die Nahversorgung mit Einkaufsmöglichkeiten, Ärzten, Schulen oder kulturellen Angeboten wird immer schwieriger. Der ländliche Raum wird als strukturschwach, reizlos und im Niedergang begriffen beschrieben. Die Bundesregierung, Länder und (ländliche) Kommunen legen immer neue Strukturförderungsprogramme auf, um ihn wieder attraktiv zu gestalten und Neubürger sowie Unternehmen mit diversen Standortvorteilen anzulocken. Die Universität Bonn startet zum Wintersemester 2018/2019 etwa einen neuen Medizinstudiengang mit dem Ziel der „langfristigen Sicherstellung der hausärztlichen Versorgung in ländlichen Regionen in Nordrhein-Westfalen". In Sachsen gibt es im Rahmen der „Perspektive Land" gezielte monitäre wie ideelle Anreize für LehramtsstudentInnen, wenn sie sich für eine Stelle in den ländlichen Regionen des Bundeslandes entscheiden. Der ländliche Raum als Problemfall – so könnte man die nicht gerade positiven Prognosen zusammenfassen.

Auf der anderen Seite wird das Leben auf dem Lande als idyllische Gegenwelt zur modernen Großstadthektik stilisiert, wird das Leben dort mit traditionellen Rollenbildern und einem Gemisch aus Rückwärtsgewandtheit, innovativen ökologischen Konzepten und Bewahrung von Bräuchen und traditionellen Arbeitstechniken konnotiert. Vermittler dieses vielschichtigen Bildes sind vor allem Medien, sie erscheinen „als Dispositiv des Alltagslebens, Agenturen der Außenwelt, mit denen sich die Menschen im Diskurs befinden." So haben Fernsehsendungen wie „Land und Lecker" Konjunktur, in welcher der WDR „wochenlang (...) die Landfrauen begleitet" und „den bäuerlichen Alltag und die Vorbereitungen der festlichen Menüs" filmt, zu dem sich sechs Bäuerinnen aus Nordrhein-Westfalen gegenseitig einladen. Auf RTL läuft seit Jahren mit Erfolg die Doku-Soap „Bauer sucht Frau", hier suchen einsame Bauern ihre Traumfrau und vermitteln dabei eben jenes Stereotyp von einem festen Rollen- und Sozialgefüge. Ähnliche Formate gibt es bei SAT 1 „Land sucht Liebe" und im NDR mit „Land & Liebe". Vorreiter dieses „Landbooms" waren wohl die Printmedien, die mit immer neuen Lifestyle-Magazinen mit Titeln wie „Landlust" „LandIdee", „Mein schönes Land", „Liebes Land", „Landgenuss", „Landleben", „Hörzu Heimat", „Landspiegel" oder „Land und Berge" „Landliebe" oder „Landfrau" aufwarten. Sieht man sich die Verkaufszahlen des Magazins „Landlust", an – es ist die erfolgreichste dieser Zeitschriften - , so wird der Erfolg eindrucksvoll deutlich: Die zweimonatlich erscheinende Zeitschrift wird vom Landwirtschaftsverlag in Münster-Hiltrup herausgegeben und erreichte 2012 eine Auflage von über 1 Mio Exemplaren. Dass die Auflage jüngst wieder sank, hat wohl mit der Markteinführung immer neuer Zeitschriften mit ähnlichem Fokus zu tun.

Doch was für ein Bild des ländlichen Lebens wird hier vermittelt? Schlägt man die Zeitschrift auf, so sollen „die schönsten Seiten des Landlebens" wie es die

LandLust untertitelt, präsentiert werden. Nachdem einen die Chefredakteurin im legeren Jeans-Outfit begrüßt hat, folgt das zweiseitige, großflächig bebilderte Inhaltsverzeichnis: Details von bunt blühendem Sonnenhut, von vollreifen Stachelbeeren, die „man wieder im Garten haben muss", vom „saftigen Obstkuchen mit frischen Früchten aus dem eigenen Obstgarten", ein Foto von zwei Jungs, die voll innerer Ruhe mit der Angel in der Hand auf einer Brücke sitzen, denn „in den Sommerferien wird geangelt" oder die Abbildung eine glücklichen, schwarz-weißen Kuh auf einer saftig grünen Wiese, die den Beitrag „Mit dem Landarzt im Wangerland unterwegs" ankündigt. Mit solchen Titeln wird ein Raum konstruiert, der mit einer charakteristischen Lebensweise, einem spezifischen Lebensstil verknüpft wird und der offenbar konträr zu dem steht, was mit dem Leben im urbanen Raum assoziiert wird. In den Magazinen wird, mit großflächigen Bildern untermalt, eine heile Welt transportiert: Intakte Familien mit konservativen Rollenvorstellungen – während der Mann bei schweren körperlichen Arbeiten abgebildet wird oder technische Neuerung wie Traktor etc. thematisiert werden, widmen sich die Frauen eher ihren Hobbys wie dem Stricken, Basteln, Backen oder Kochen. Gezeigt wird auch ein naturnahes, bewusst ökologisches Leben, jahreszeitlich bedingte Nahrungsgewohnheiten und regionale Verwurzelung durch spezifische, als traditionell und nicht selten uralt beschriebene Bräuche und Feste, Handwerkstechniken, die offenbar besser, sinnvoller und akzeptierter erscheinen, wenn sie mit dem Label „traditionell", „alt" oder „ursprünglich" markiert werden. Diese heile Welt einmal zu entschlüsseln und ihre Bezüge aufzuzeigen wäre eine lohnende Arbeit.

Warum aber fasziniert uns die Vorstellung von einem solchen Leben auf dem Lande aktuell so sehr? „Die Leute suchen das Urige, Langsame, Ehrliche, Geerdete" schreibt Ralf Bollman in einem Artikel für die FAZ. „Je enger die Welt wird, umso stärker der Wunsch nach einem heiligen Zuhause. Nach einem Garten, dem Geruch von Erde und einem Fasan" meint Sibylle Berg in der Zeitschrift Spiegel. Tradition, Lokalisierung, Ökologisch wertvoll – das sind die drei Grundpfeiler dieser neuen Sehnsucht. Vieles erinnert an die romantischen Vorstellungen, wie sie zum Beispiel in der Genre-Malerei des 19. Jahrhunderts oder in den damals beliebten Bauernromanen vermittelt wurden. Ob die globalisierte, individualisierte und unübersichtlich gewordene Welt tatsächlich auslösendes Moment für diese neue Sehnsucht ist, wäre mit kulturanthropologischen, empirischen Methoden zu entschlüsseln. Realität und Vorstellung, mentale Konzeptionen und tatsächlicher Alltag klaffen nicht nur heute weit auseinander.

Der ländliche Raum im ILR

Der Sammlungsbestand des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte umfasst zahlreiche Quellen, die den ländlichen Raum fokussieren. Sogar die Mehrzahl der Fotografien fokussiert Dörfer und bäuerliche Arbeit. Die beste-

hende Sammlung konnte in jüngster Zeit durch weitere Übernahmen ergänzt werden. Hierbei wurde nicht nur das Fotomaterial von den Sammlern übernommen, sondern zeitgleich Interviews mit ihnen geführt und audio-visuell aufgezeichnet. So lassen sich einerseits Intentionen, Vorgehen und Sammlungsstrategien der Sammler entschlüsseln, andererseits Fotobestände auch kontextualisieren. Mittelfristiges Ziel ist es, diese Quellen aufzuarbeiten und die – zum Teil bereits auf dem Portal Alltagskulturen einsehbaren Bestände – mit Kurzinterviews zu verknüpfen, so dass sich in der Quellendiversität auch subjektive Einschätzungen von Wanldlungsprozessen auf dem Lande widerspiegeln.

Die Geschichten, die wir im Gespräch mit Menschen im ländlichen Raum gehört haben, sind meist andere als im aktuellen Mediendiskurs über das Leben im ländlichen Raum erfahrbar. Für sie stellt sich der ländliche Raum häufig als Erinnerungsort dar, ist nicht mehr Ort des Rückschritts oder der Ursprünglichkeit, sondern ein Ort, der voller Lebenserinnerungen ist, in denen sich gesellschaftliche Wandlungsprozesse in ihrer Wirkung auf Einzelne ablesen lassen. Häufig fallen Sätze wie „Das war ja früher noch ganz anders" oder „Das gab es früher ja noch nicht." Die schnelle technische Entwicklung, die zum Beispiel durch zunehmende Motorisierung und Mobilität seit den 1950er Jahren zur Umgestaltung dörflicher Sozialstrukturen geführt hat, spiegelt sich in den Erzählungen unserer GesprächspartnerInnen wider. Schnell wird hier deutlich, dass der ländliche Raum häufig ein Innovationsraum ist und war, in welchem neue Techniken eingesetzt wurden, welche große Auswirkungen auf die Alltagskultur in den Städten nimmt und nahm.

Wenn Sie neugierig geworden sind, wie sich Leben im ländlichen Raum verändert hat, so besuchen Sie doch unser virtuelles Portal. Unter www.lvr-alltagskulturen.de finden Sie viele spannende Fotos, Filme und Geschichten rund um den ländlichen Raum im Rheinland. Und wenn Sie im Besitz von besonderem Foto-oder Filmmaterial sind, so nehmen Sie gerne mit uns Kontakt auf. Besonders interessieren uns auch Quellen vom Leben auf dem Land seit den 1970er Jahren.

Anmerkungen

1 Vgl. etwa Sievers, Kai Detlev: Volkskundliche Fragestellungen im 19. Jahrhundert. In: Rolf W. Brednich (Hrsg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001, S. 31-51.

2 Sievers, Kai Detlev: Volkskundliche Fragestellungen im 19. Jahrhundert. In: Rolf W. Brednich (Hrsg.); Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001, S. 31-51, hier S. 31.

3 Hengartner, Thomas: Forschungsfeld Stadt. Zur Geschichte der volkskundlichen Erforschung städtischer Lebensformen. Berlin/ Hamburg 1999, hier S. 31.

4 Jeggle, Utz: Volkskunde im 20. Jahrhundert. In: Brednich, Rolf W. (Hrsg.); Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, 3. Aufl. Berlin 2001, S. 53-75, hier S. 68.

5 Vgl. http://www.d-g-v.org/onlinedienste/abschlussarbeiten (14.02.2013). Gibt man im Suchparameter „Dorf" ein, so finden sich lediglich neun Abschlussarbeiten in den Jahren 2010 und 2011, beim Begriff „Stadt" sind es im gleichen Zeitraum dagegen 42 (Zahlen für spätere Jahre sind bei Beiden nicht vorhanden).

6 Etwa Gläntzer, Volker: Ländliches Wohnen vor der Industrialisierung (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 12), Münster 1980.

7 Vgl. https://www.uni-bonn.de/neues/070-2018 (19.03.2018).

8 https://www.bildung.sachsen.de/blog/index.php/2018/06/07/aus-sachsenstipendium-wird-perspektive-land/ (12.6.2018).

9 Schilling, Heinz: Medienforschung. In: Rolf-Wilhelm Brednich: Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3. Aufl. Berlin 2001, hier S. 567.

10 http://www.wdr.de/tv/landundlecker/zursendung/ (24.05.2013).

11 http://www.wdr.de/tv/landundlecker/zursendung/ (24.05.2013) und https://www1.wdr.de/fernsehen/land-und-lecker/index.html (19.03.2018).

12 https://www.rtl.de/cms/sendungen/bauer-sucht-frau.html (19.03.2018).

13 http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/auflage-von-landlust-klettert-ueber-die-million-a-827812.html (19.03.2018).

14 http://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/menschen-wirtschaft/landlust-die-sehnsucht-nach-dem-echten-11757044.html (01.02.2013).

15 http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/sibylle-berg-ueber-die-sehnsucht-nach-landleben-a-855756.html (01.02.2013).

16 Etwa Sammlungen Jüssen, Ferber oder Guthausen, vgl. auch Bauer, Katrin: ILR übernimmt Fotos zum Alltag im ländlichen Raum, in: Alltag im Rheinland 2015, S. 4-7.

Ausstellungsprojekt: Bürowelten – Wer arbeitet denn hier?!

Was hinter privaten Kleinigkeiten im Büro steckt

von Gabriele Dafft

Haben Sie sich auch schon immer gefragt, was der Troll im Büro des Kollegen soll? Woher die vielen Postkarten am Whiteboard des Sekretariats stammen? Und wieso ist das Büro der Chefin eigentlich lila? Büros sind nicht einfach nur neutrale Arbeitsräume mit einer Standardausrüstung wie PC, Akten, Möbeln oder Kugelschreibern. Oft bekommen sie durch private, mitunter auch kuriose Kleinigkeiten eine persönliche Note. Alles nur Marotten der Mitarbeitenden oder steckt mehr dahinter? Welche Funktionen und Bedeutungen haben diese mehr oder minder privaten Details? Inwieweit verraten sie etwas über die Menschen, die dort arbeiten?

Ein aktuelles Projekt des Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte (ILR) sucht Antworten auf diese Fragen und gibt zugleich auf unterhaltsame Art Einblicke in ein Stück gelebte Vielfalt im LVR. Unter dem Titel „Bürowelten" hat sich das ILR auf Entdeckungsreise in unterschiedliche Arbeitsbereiche begeben. Rheinlandweit haben wir Kolleginnen und Kollegen besucht und sie in Interviews über sich und ihre Büros erzählen lassen. Dabei gingen wir den besonders auffallenden Details genauso auf den Grund wie den scheinbaren Nebensächlichkeiten oder Selbstverständlichkeiten in den Büros, ließen Ordnungsfans und Dekofreaks zu Wort kommen und loteten die Grenzen zwischen funktional und wohnlich, dienstlich und privat aus. Den Büro-Begriff legte das Projekt weit aus: Der forschende Blick richtete sich zum Beispiel vom „klassischen" Verwaltungsbüro der LVR Zentralverwaltung in Köln über die Hausmeister-Pforte einer Jugendeinrichtung in Solingen, den Therapieraum einer LVR Förderschule in Wiehl bis ins Vorzimmer eines Landesrats oder dem Personalraum einer geschützten Station in der LVR-Klinik Bonn. Die erste Auswertung der Interviews gab Anregung zu einer Fotoserie; dafür begleitete die Fotografin Nicole Schäfer (LVR-Zentrum für Medien und Bildung) die Volkskundlerin Gabriele Dafft (ILR) auf weiteren Touren durch das Rheinland, um die zuvor beforschten Geschichten, Menschen und Räume in Szene zu setzen. Aus dem vielfältigen Material ist die Ausstellung „Bürowelten – Wer arbeitet denn hier?!", entstanden, die anlässlich des Diversity-Tages am 5.6.2018 in Köln im Foyer des Landeshauses erstmalig präsentiert wurde.

Abb. 1 Ausstellungsansicht im Nordfoyer des LVR-Landeshaus in Köln-Deutz.

Abb. 2 Ulrike Lubek, LVR-Direktorin, eröffnete die Ausstellung am 5.6.2018 anlässlich des Diversity-Tages.

Abb. 3 Bei der Eröffnung: Die beiden Museumspädagoginnen des LVR-LandesMuseums Bonn vor ihren Ausstellungsporträts.

27 Ausstellungstafeln geben detailreiche Einblicke in unterschiedliche Räume, großformatige Porträts rücken die Menschen, die dort arbeiten, in den Mittelpunkt, Collagen mit Raum- und Detailansichten, Texten und Interviewauszügen geben Hintergrundinfos zu den individuellen Arbeitsräumen. Zusätzlich regt eine Installation aus bedruckten Umzugskartons dazu an, noch mehr Bürowelten zu entdecken und einzelne Details auf den Kartons der passenden Persönlichkeit auf den Ausstellungstafeln zuzuordnen. Eine inszenierte Bürolandschaft, welche Details aus verschiedenen Büros zusammenführt, lädt zum Öffnen der Schubladen ein und gibt einen dreidimensionalen und auch haptischen Einstieg ins Thema. (Abb. 4).

Bei der Wahl der Protagonistinnen und Protagonisten hat das Ausstellungsteam, eine Kooperation zwischen ILR und LVR-Stabsstelle Gleichstellung und Gender Mainstreaming, Wert darauf gelegt, die Vielfalt der Beschäftigten im LVR abzubilden. Vielfalt nicht lediglich im Sinne der gängigen Kriterien wie etwa Geschlecht, Alter oder Ethnie, sondern darüber hinaus auch verstanden als Vielfalt der Interessen und Einstellungen. Das Konzept der Ausstellung gab den porträtierten Kolleginnen und Kollegen die Möglichkeit, andere Facetten ihrer Persönlichkeit zu zeigen. Der Reiz der Ausstellung besteht daher auch darin, dass unterschiedliche Lebensentwürfe sichtbar werden, die im Arbeitsalltag sonst nur flüchtig in den Blick geraten oder hinter verschlossenen Türen unentdeckt bleiben. Man erfährt in der Ausstellung beispielsweise, dass der Marketingleiter der Rheinischen Versorgungskassen schon als Jugendlicher eine Passion für Autos hatte und dass die Verwaltungsangestellte im Integrationsamt ungewöhnliche Tierpatenschaften

Abb. 4 Ausstellungsansicht mit Schreibtischinstallation.

Abb. 5 Die Bibliothekarin in der LVR-Bibliothek ist Fan des FC Schalke 04.

Abb. 6 Ulrike Vogt arbeitet als Verwaltungsangestellte in der Blindenhilfe des LVR. In ihrem Ausstellungsporträt erfährt man, dass sie Tierpatenschaften im Tierpark Schloss Schönbrunn übernommen hat. Eines ihrer Tattoos zeigt einen Kaiserskorpion – ihr ‚Patenkind'.

Abb. 7 Hier arbeitet jemand mit Passion für Motoren …

Abb. 7b … und hier ein Fan des MSV Duisburg. Nicht immer ist die Geschichte der Dinge so einfach zu entschlüsseln wie bei dem signierten Fußball.

im Wiener Tierpark Schloss Schönbrunn übernommen hat (Abb. 6). Man erkennt auf den Ausstellungsporträts, dass die Bibliothekarin nicht nur Fan des FC Schalke 04, sondern auch Fußballexpertin ist und dass der Hausmeister im Solinger Halfeshof in seiner Freizeit professionellen Kunstunterricht nimmt. Solche persönlichen Eigenschaften und Interessen haben in allen Büros mal mehr, mal weniger plakative Spuren hinterlassen. Die Auswertung des sehr dichten Materials an Fotos und Interviewtexten läuft noch, eine ausführliche Darstellung in Form eines Begleitkatalogs ist geplant. Im Rahmen der Ausstellung und dieses Beitrags sollen erste Ergebnisse dazu anregen, beim nächsten Behördengang oder Bürobesuch mit anderen Augen auf die Büroeinrichtungen zu schauen.

Bürowelten verraten Privates

Die Ausstellung „Bürowelten – Wer arbeitet denn hier?!“ macht sichtbar, dass sich längst nicht nur die berufliche Tätigkeit in ein Büro einschreibt, sondern auch die Persönlichkeit der Menschen, die dort arbeiten, ihr individueller Geschmack und Arbeitsstil. Private Kleinigkeiten geben in vielen Büros Hinweise auf persönliche Interessen, Fähigkeiten und Hintergründe. Das kann der signierte Fußball des Lieblingsvereins sein, die Einrichtung in der Lieblingsfarbe Lila oder ein Familienfoto vom Urlaub am Atlantik. Aber auch Objekte, die sich an der Schnittstelle zwischen dienstlich und privat bewegen, sind Bestandteil verschiedener Büros: Zum Beispiel eine Erinnerung an ein abgeschlossenes Projekt, die Glückwunschkarte vom Team oder das Wichtelgeschenk von der Weihnachtsfeier (Abb. 9).

Bürowelten sind kommunikativ

Wie entwickelt sich eigentlich eine Büroeinrichtung im Laufe der Zeit? Packt man gleich am ersten Arbeitstag einen

Abb. 8, 8b „Ich lebe aus dem Körbchen". Die Mitarbeiterin im Regionalmanagement ist viel unterwegs. Das Büro in Geldern ist nur eine Anlaufstelle.

Abb. 9 „Miss Piggy" ist ein Überbleibsel vom vorweihnachtlichen Wichteln: „Die ist so hässlich, dass sie schon wieder schön ist", sagt die Besitzerin; das Schweinchen steht auf der Fensterbank.

Karton mit persönlichem Kram aus, oder sammelt sich alles zufällig an? Unabhängig, wie diese Fragen beantwortet wurden, stellte sich in den Interviews heraus, dass oftmals eben nicht nur die Menschen, die in einem Büro arbeiten, Einfluss auf die Bürogestaltung haben, sondern dass auch der Kollegenkreis kräftig mitmischt. Ein Beispiel dafür – und ein „echter Klassiker" – sind kleine Geschenke, die sich in Büros ansammeln, beim vorweihnachtlichen Wichteln oder Schrottwichteln, als kleine Aufmerksamkeit zum Geburtstag oder spontan zwischendurch: „Ich hatte hier so eine solarbetriebene Wackelfigur, dann kam eine zweite dazu". Ist es erstmal soweit gekommen, heißt es schnell: „Du sammelst doch Wackeltierchen, ich hab' dir eins mitgebracht." In die Bürowelten schreibt sich in unterschiedlicher Weise

Abb. 10 Kollegiale Spuren im Büro. Dazu gehört auch der scherzhafte Wettstreit um den favorisierten Verein. Schaut die Bibliothekarin einmal nicht hin, hat der Kollege einen Bayerspieler dazu geklebt.

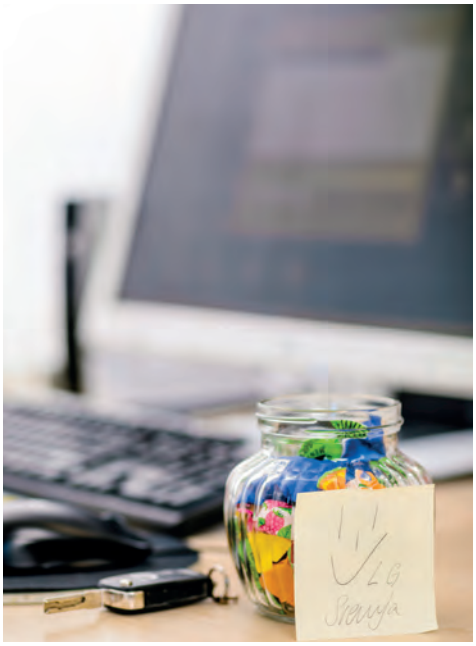


Abb. 11, 11 b „Das Bonbonglas für alle, fand ich eine nette Idee". Manchmal ist es leer, manchmal füllt es sich auf wundersame Weise wieder auf oder es klebt ein Zettel daran.

ein kollegiales Miteinander ein (Abb. 10., Abb. 11, 11b). Kleine private Dinge im Büro können Ausdruck vielfältiger Interaktionen sein – zuweilen werden sie auch in dienstliche Kontexte eingebunden, die Grenzen verflüssigen sich. Die Sprüche-Postkarten von Heinz Peters, Physiotherapeut in der LVR Hugo-Kükelhaus-Schule in Wiehl sind ein gutes Beispiel dafür. Die Sprüche sind sein persönliches Faible und hängen an der Wand des Therapiezimmers, in dem auch der PC Arbeitsplatz des Physiotherapeuten steht. Heinz Peters mag pointierte Aussagen, wenn sie eine bestimmte Lebenseinstellung auf den Punkt bringen – mal humorvoll, mal hintersinnig. Die Postkarten, Poster und Drucke sind jedoch mehr als pure Deko, sie sind zugleich Blickfang und Gesprächsaufhänger für die Schülerinnen und Schüler, die zur Therapiestunde kommen, kurzum „Öffner", wie Heinz Peters sagt. Er bekommt darüber einen Zugang zu den Kindern, sie entdecken, wenn etwas Neues an der Wand hängt, reagieren darauf, fragen, was ein Spruch bedeutet. Das sei wichtig, um Vertrauen aufzubauen. (Abb. 12)

Und um nochmal auf die Wichtelgeschenke zurückzukommen: Recht typisch ist es, wenn geschmackliche Ausreißer eher im Büro landen als zu Hause, denn in der Arbeitsumgebung darf es ruhig mal etwas kitschiger zugehen. Der Blechfrosch, beim Schrottwichteln ergattert, hätte in den eigenen vier Wänden keine Chance, auf dem Schreibtisch darf er als augenzwinkernde Deko und Erinnerung an einen Kollegen ruhig stehenbleiben. (Abb. 13)

Bürowelten speichern Erinnerungen

Souvenirs in Büros? Wer würde da nicht an Mitbringsel aus dem Urlaub denken, die es auf die Schreibtischablage, Fensterbank oder ins Aktenregal geschafft haben: Das Väschen aus Ägypten, das Kolleginnen als Dankeschön für die Reisetipps mitgebracht haben, die gerahmte Fotoserie von der letzten Tour in ferne Länder, ein originelles Objekt aus dem Museumsshop vom Ausstellungsbesuch am Wochenende. Aber in der Reali-

Abb. 12 Die Sprüche, die der Physiotherapeut Heinz Peters sammelt und über die Therapieliege hängt, sind mehr als nur Deko. Seine Patientinnen und Patienten regieren auf die Poster und Karten, aber auch auf die Familienfotos über dem Schreibtisch. So kommt der Therapeut mit ihnen ins Gespräch, baut Vertrauen auf.

Abb. 13 Das Kölschglas ist eigentlich eine Gel-Kerze und erinnert den „Kölschen Jung", der im Düsseldorfer Büro arbeitet, an seine Heimatstadt. Der Frosch ist ein Wichtelgeschenk.

tät des Arbeitslebens gibt es auch Objekte, die nicht nur auf rein private Erlebnisse und Ereignisse verweisen, sondern einen Bezug zu dienstlichen Kontexten haben, sie speichern dann Erinnerungen an die Arbeitsbiografie, an inzwischen überholte Arbeitstechniken oder repräsentieren gar ein Stück Unternehmensgeschichte. Nehmen wir zum Beispiel eine Reservierungskarte aus dem Brauhaus, ihr Besitzer hat sie beim Treffen seines ehemaligen Ausbildungsjahrgangs als Erinnerung mitgenommen und an sein Bürofester geklebt. Ein anderes, recht kurioses Beispiel sprang uns bei der Recherche in einem Vorzimmer ins Auge. Dort lehnte ein Hexenbesen in der Ecke, er erinnert an eine Anekdote aus dem Arbeitsleben. Als vor etlichen Jahren Computer in den Büroabläufen Standard wurden, war das zwar kein Hexenwerk, aber dennoch musste man sich mit der neuen Technik erstmal vertraut machen. Mit ein paar schnellen Formatierungs-Tipps konnte die Sekretärin Gabriele Erbes-Böhm damals einer Kollegin aushelfen und mailte dazu: „Auf Wunsch kann gehext werden, Wunder dauern etwas länger". Prompt bekam sie als Dankeschön den Hexenbesen. Das Besen-Geschenk traf ihren Humor und hat seitdem nach jedem Umzug einen festen Platz im Büro gefunden. (Abb. 14, Abb. 15)

Abb. 14 Wie kommt der Hexenbesen ins Büro?

Abb. 15 Die Geschichte zum Hexenbesen erzählte die Sekretärin Gabriele Erbes-Böhm im Projekt „Bürowelten".

Bürowelten schaffen Identität

Die eine bevorzugt fast weiße Wände, der andere eine eher wohnliche Atmosphäre, der nächste braucht Struktur und Ordnung und jemand anderem macht ein wenig Chaos überhaupt nichts aus. Aber ganz gleich, ob Vorliebe für aufgeräumte Schreibtische oder Leidenschaft für bunte Dekoration, ob jemand gerne Familienfotos am Arbeitsplatz zeigt oder private Bilder partout vermeidet: Jeder schafft sich ein Umfeld, in dem er sich wohlfühlt und gut arbeiten kann. Der kleinste gemeinsame Nenner unter den erforschten Büros: Sie lassen sich alle auf einer Skala zwischen sehr funktional oder eher wohnlich-dekorativ einordnen. Wo jemand die Akzente setzt, welche Ansprüche er an seine Arbeitsumgebung stellt und wie er sich auf der Skala verortet, ist weitgehend den individuellen Vorlieben geschuldet. Selbst wer sich in einem Aufgabenbereich bewegt, in dem das Büro repräsentative Funktion erfüllen muss und für viele Kundenkontakte offensteht, hat Spielraum für die persönliche Gestaltung. Zumindest bei allen LVR-Arbeitsbereichen, die für das Projekt von Bonn bis Geldern, von Düren bis Wiehl besucht wurden, gibt es diesen Freiraum, der überall – in unterschiedlichem Ausmaß – genutzt wurde.

Abb. 16 Büro-Deko in der Lieblingsfarbe Lila.

Abb. 17 Alles hat seinen Platz auf diesem Bonner Schreibtisch und manchmal gesellt sich ein saisonales Objekt dazu: Der Schokoladen-Osterhase.

Durch diesen persönlichen Umgang mit dem Arbeitsplatz und die Gestaltung des Büros vollzieht sich eine individuelle Aneignung des Raums. Die Dinge im Büro sind materielle Ausdrucksformen persönlicher Interessen, Werte und Vorlieben. Über die Ordnung des Büros und die Anordnung der Dinge im Büro macht man sich aktiv und kreativ mit der Umgebung vertraut, verankert sich mit einem Stück von sich selbst am Arbeitsplatz und schafft so zuweilen auch eine Brücke zwischen Privat- und Berufsleben. Nicht zuletzt kommt darin eine Identifikation mit dem Arbeitsumfeld zum Ausdruck sowie das Vertrauen, eine privatere Seite von sich preisgeben zu können. Private Dinge im Büro sind also: Weitaus mehr als nur Marotten der Mitarbeitenden.

Abb. 18 Wer arbeitet denn hier?

„Bürowelten – Wer arbeitet denn hier?!“

ist ein Projekt des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte in Kooperation mit der LVR-Stabsstelle Gleichstellung und Gender Mainstreaming. Die Ausstellung ist als Wanderausstellung konzipiert und kann beim LVR-ILR gebucht werden. Infos: gabriele.dafft@lvr.de

Fotos: Nicole Schäfer, LVR-Zentrum für Medien und Bildung
Gestaltung: bleydesign, Ute Bley, Köln
Konzeption: Gabriele Dafft, LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte

Abb. 19 Das Aquarium im Hintergrund wurde in einer Wohngruppe des Halfeshof Solingen aussortiert, der Hausmeister hat es mit neuem Leben gefüllt. Das Bild darüber hat er selbst gemalt.

Wie Wörter wandern

von Peter Honnen

Dass Wörter wandern, ist eine Binsenweisheit. Sonst gäbe es keine Lehnwörter oder Fremdwörter. Lehnwörter (also Fremdwörter, die der Nehmersprache angepasst wurden) gibt es auch in den – rheinischen – Mundarten. Die gelten zwar zu recht als besonders „ursprünglich", „unverfälscht" oder gar „urdeutsch", doch auch sie sind nicht frei geblieben von fremden Einflüssen. Im Gegenteil, viele Mundartwörter, die als geradezu typisch für das Rheinland gelten, haben ihren Ursprung in nichtgermanischen Sprachen: *Kappes* (Kohl), *Prumm* (Pflaume), *Mösch* (Spatz), *Pips* (Schnupfen), *Pütt* (Bergwerk) oder *fimmelich* (wählerisch). Eine Erhebung im Rheinischen Wörterbuch ergab sogar die kaum fassbare Zahl von rund 7000 Wörtern, die in irgendeiner Weise romanische (also lateinische, französische oder italienische) Wurzeln haben[1], wobei allerdings nicht nur Wörter, sondern auch grammatische Formen (wie in *schängelieren* oder *Stellage*) oder lautliche Angleichungen (wie in *Schäng*) berücksichtigt wurden.

Aber auch andere Spendersprachen haben die Mundarten nachhaltig beeinflusst. Hier ist an erster Stelle sicherlich das Hebräische und Jiddische zu nennen. So hat man im Badischen Wörterbuch nicht weniger als 1829 Hebräismen gezählt, also westjiddische Lehnwörter, die auf einen hebräischen Ursprung zurückgehen. Für das Pfälzische Wörterbuch kommt eine überschlägige Zählung immerhin noch auf etwa 550 Belege, die auf das Jiddische zurückgeführt werden können. Und auch die rheinischen Mundarten stehen hier nicht nach, wenn in einzelnen Ortsmundarten bis zu 350 Jiddismen gezählt werden können[2]. Eine überschlägige Auswertung des Rheinischen Wörterbuchs hat über 1000 Belege erbracht, hier wurde allerdings nicht zwischen jiddischen und rotwelschen Wurzeln unterschieden[3]. Denn auch das Rotwelsche, die alte deutsche Geheim-/Gaunersprache hat deutliche Spuren in den Mundarten und auch noch in unserer aktuellen Umgangssprache hinterlassen.

Dass bei dieser Zählung rotwelsche und jiddische Lehnwörter in einen Topf geworfen wurden, hat einen ganz einfachen Grund: Sie lassen sich oft nur schlecht unterscheiden. Viele jiddische

Wörter sind nicht auf direktem Weg, also durch Sprachkontakt, in die Dialekte oder Umgangssprachen gelangt, sondern über die Vermittlung durch das Rotwelsche. Dazu gehören so bekannte Ausdrücke wie *ausbaldowern*, *kapores*, *Geseier* (überflüssiges Gerede), *Macke*, *malochen* oder *zocken*. Man spricht in diesen Fällen von Fernentlehnungen. Hier ist die Spendersprache das Jiddische, das Rotwelsche die Vermittlersprache, das Deutsche oder seine Dialekte sind die Empfängersprachen. Die Wörter haben auf ihren Wanderungen von einer Sprache zur anderen also einen Umweg gemacht.

Aber eigentlich war die hier beschriebene Wanderung noch deutlich länger, denn die genannten Beispiele (außer *zocken*) haben viel ältere Wurzeln. Sie gehören zur hebräisch-aramäischen Komponente des Jiddischen und haben die vertrieben Juden nach der Zerstörung des zweiten Tempels im Jahr 70 auf ihrem langen Weg über Spanien und Frankreich bis ins mittelalterliche Rheinland begleitet, bis sie schließlich von den Rotwelschsprechern übernommen und zum Teil umgedeutet wurden. Überhaupt kann man die alte Gaunersprache, die eigentlich keine Sprache, sondern nur ein Wortschatz ist, als die Vermittlersprache schlechthin bezeichnen. Wie ein Schwamm haben die Rotwelschsprecher während ihres Lebens auf der Straße die unterschiedlichsten sprachlichen Einflüsse aufgesogen, in ihren Wortschatz integriert und schließlich an die Menschen weitergegeben, mit denen sie Handel getrieben oder für die sie gearbeitet haben.

So sind auch die drei einzigen Lehnwörter aus dem Romanes, der Sprache der Roma, die wir in der Umgangssprache kennen, über das Rotwelsche vermittelt worden. Dabei hat die *Kaschemme* (Bruchbude, miese Kneipe) besonders verschlungene Wege zurückgelegt. Das Wort ist im 19. Jahrhundert aus dem Rotwelschen entlehnt worden und geht zurück auf Romanes kacima/kiricima „Kneipe". Das ist allerdings ebenfalls ein Lehnwort, denn es basiert auf einer slawischen Wurzel, die die Roma auf ihren Wanderungen in Osteuropa kennengelernt haben, eine doppelte Fernentlehnung also. Auch die heute als jugendsprachlich geltende Wendung *keinen Bock haben* ist eine Übernahme aus dem Rotwelschen, das die Wendung wiederum aus dem Romanes entlehnt hat: bokh (Hunger). Denselben Weg hat der *Zaster* (Geld) genommen, ursprünglich ein Romaneswort (saster) für „Eisen".

Sogar Mundartwörter sind im rotwelschen Wortschatz auf die Reise gegangen. Ein schönes Beispiel ist die Wendung *verschütt gehen*, in der das niederdeutsche Verb *schütten* „einsperren, schützen" (entlaufenes Vieh wurde vom *Schutterer geschüttet*) steckt. Daraus wurde in der Gaunersprache die Bedeutung „in Gewahrsam genommen, verhaftet", woraus in der Umgangssprache schließlich „verschwunden" wurde. Selbst aus dem Lateinischen und Französischen sind Wörter über den Umweg des Rotwelschen in unsere Mundarten und die Alltagssprache gewandert. Der lateinische hospes „Gastgeber, Wirt"

(der auch für Hospital, Hostess und die Osteria verantwortlich ist) wurde in der Gaunersprache zur Bezeichnung für einen Wirt mit zweifelhaftem Ruf, woraus in den Mundarten schließlich ein „unerfahrener, alberner Mensch" wurde. Auch das französische tete „Kopf" wurde über das Rotwelsche in den deutschen Sprachraum vermittelt, wo es als *Deez/Dääz* im 18. Jahrhundert weit verbreitet war.

Es ist allerdings auch möglich, dass es in diesem Fall noch eine weitere Vermittlerstation gegeben hat: die Studentensprache. Die ist zwar auch keine „richtige" Sprache sondern eher eine Szenesprache, sie hat aber eine wichtige und nicht zu unterschätzende Rolle bei der Ausbildung unserer Umgangssprache gespielt. In studentischen Kreisen des 18. und 19. Jahrhunderts war es geradezu Mode, sich rotwelscher oder gaunersprachlicher Wörter zu bedienen, um die akademische Sprache zu konterkarieren. So sind die aus dem Jiddischen bzw. Hebräischen stammenden Wörter *berappen* „bezahlen", *Kluft* „Kleidung, Anzug", *Moos* „Geld" und die Wendung *es ist Essig* über das Rotwelsche in die Studentensprachen gelangt und erst von hier in die Umgangssprache gewandert; auch hier handelt sich also um doppelte Entlehnungen. Rotwelsche Wörter, die über die Studentensprache vermittelt wurden, sind *verscherbeln* (rotwelsch „Diebesgut verkaufen"), *berappen*, *blechen* (aus rotwelsch Blech „Geld"), *Nülle* (Kopf) und *pumpen* (leihen). Sogar Mundartwörter können über die Studentensprachen, wo sie dann verfremdet werden, in die allgemeine Umgangssprache gelangen, wie das Wort *knülle* „betrunken" (aus mitteldeutsch knollicht) belegt. Eine lustige Wanderung hat das moderne Modewort *krass* hinter sich, das als studentischer Jux aus lateinisch crassus „dick, grob" entstanden ist und schon im 18. Jahrhundert ein weit verbreitetes Kraftwort in Studentenkreisen war.

Eine beliebte Wanderetappe für Fernentlehnungen in die rheinische Alltagssprache war das Niederländische. Gerade französische Lehnwörter haben diesen Umweg häufig genommen; wahrscheinlich ist sogar, „dass die Mehrzahl der französischen Worte – ebenso wie die höfische Dichtung (Veldeke) – durch die Vermittlung der Niederlande zu uns gelangte."[4] Ein typisches Beispiel ist *Beschütt*, wie im Rheinland früher der Zwieback genannt wurde. Der ist entlehnt aus niederländisch beschuit „zweimal gebackener Keks", der auf den altfranzösischen biscuit „Zwieback" zurückgeht, für den wiederum eine mittellateinische Wurzel angenommen wird (belegt in biscotum „Schiffszwieback"). Auch die Wendung *den Pik auf jemanden haben* ist über das Niederländische (standardniederländisch de pik op iemand hebben) ins Niederdeutsche vermittelt worden. Zugrunde liegt jedoch französisch pique „Spitze, Spieß", das auch die Nebenbedeutung „Groll" haben kann.

Andere über das Niederländische vermittelte Fernentlehnungen sind das rheinische *Baselun/Baselümchen* „altes Kleidungsstück, Arbeitskittel (aus nieder-

ländisch boezeroen, das zu französisch bourgeron „Soldatenkittel" (aus lateinisch burra „grobes Gewand")), *Printe* (niederländisch prent, französisch preindre), *göbeln* „sich übergeben" (altlimburgisch geubelen, altfranzösisch degober), oder *beiern* „Glocken rhythmisch schlagen" (mittelniederländisch beyeren, altfranzösisch bayart „Glockenspiel"). Auch der umgangssprachliche *Buhai* „Getue, Aufhebens" ist über das Niederländische in das Rheinland eingewandert, sein Ursprung im altfranzösischen brouhaha „Lärm, Getöse" (das wiederum aus dem Hebräischen) ist jedoch nicht sicher. Vielleicht ist sogar der beliebte Abschiedsgruß *tschüss* ein niederländischer Import, denn der ist eigentlich nur durch das spanische adios zu erklären. Waren es vielleicht holländische Seeleute, die den spanischen Gruß populär gemacht haben? Die Variante *tschö* dagegen geht direkt auf das französische adieu zurück.

Selbstverständlich sind Fernentlehnungen aus dem Französischen nicht nur über das Niederländische ins Rheinland gelangt. Eine ungewöhnliche Ausnahme ist z. B. das rheinische *dörmeln/drömmeln/drömeln* „trödeln, etwas langsam machen". Das Wort geht zwar eindeutig auf französisch dormir „schlafen" zurück, ist aber über das Jiddische in unsere Region gelangt. Es waren ashkenasische Juden, die es nach ihrer Vertreibung aus ihrer französischen Heimat im Mittelalter in die mittelrheinischen Städte mitgebracht und in den rheinischen Mundarten heimisch gemacht haben.

Ein besonderer Fall ist auch der *Rabauke* „rüpelhafter Mensch". Die rheinischen Mundarten kennen nur die alte Grundform *Rabau* „ungehobelter Mensch", die den Ursprung des Wortes sehr schön erkennen lässt: *Rabau* ist ein niederländisches Lehnwort aus rabauw/rabaut „Schurke", mittelniederländisch rabauds „Schauermann, Landstreicher"; das ist entlehnt aus altfranzösisch ribaut „Landstreicher, Lüstling", dem wiederum althochdeutsch riban „reiben, brünstig sein" zugrunde liegt – eine mehrfache Entlehnungsrunde also, die schließlich wieder im Rheinland endet, wo rebalt und rabaw bereits im 15. Jahrhundert nachgewiesen sind. Der moderne *Rabauke* ist die niederdeutsche Verkleinerungsform. Das Wort ist also über den Niederrhein in die deutsche Umgangssprache gelangt.

Wie schön Wörter wandern, zeigt auch der *Baas*, der im nördlichen Rheinland und im Niederdeutschen ein „Chef, Anführer" ist. Das Wort erscheint erstmals im 13. Jahrhundert im mittelniederländischen Namen pieter baes und hat sich von dort ins Niederdeutsche ausgebreitet. Später ist es mit niederländischen Siedlern nach Amerika ausgewandert und dort als boss heimisch geworden. Anschließend hat es das Englische übernommen, das den Boss wiederum in die deutsche Umgangssprache entlehnt hat.

Das Beispiel *Rabauke* hat gezeigt, dass Wörter auf ihren Wanderungen nicht nur Umwege zurücklegen, sondern sogar in ihre Heimat zurückkehren können. Ein

schönes Beispiel für eine solche Rundwanderung ist die rheinische Stachelbeere, die man in vielen Lautvarianten kennt: *Gruschel*, *Groschel*, *Knurschel*, *Grünschel* oder *Krischel*. Sie gehen zurück auf die altfranzösischen Formen grosele, groisele (aus denen das moderne französische Wort groseille „Johannisbeere, Stachelbeere" entstanden ist), die wiederum auf eine altfränkische Vorform *krusil zurückzuführen sind (aus der wohl auch das lateinische grossularia entstanden ist). Hier ist also ein fränkisches Lehnwort im Romanischen aus seinem Exil in die Heimat zurückgekehrt.

Ähnlich verhält es sich mit dem *Zoppenmesser*, mit dem man die Zutaten für eine *Zoppe* „Tunke" *schnibbelt*. Die rheinische *Zoppe* ist nichts anderes als die mundartliche Bezeichnung für die Suppe, die ursprünglich eine Tunke war, in die Brotstücke oder Kartoffeln *gezoppt* „getaucht" wurden. Der typisch rheinische Z-Anlaut bei romanischen Lehnwörtern beweist, dass die rheinische Suppe ein französisches Lehnwort sein muss. Die französische soupe allerdings ist niederdeutschen Ursprungs (zu niederdeutsch *suppen* „saufen"), die rheinische *Zoppe* ist also eine Rückentlehnung des 14. Jahrhunderts. Auch die *Titte* „Zitze" ist zwar eine Entlehnung aus französisch tette, die allerdings ist selbst eine Entlehnung aus dem Altfränkischen (*titta). Dasselbe gilt für die *Hotte*, den Rückentragekorb der Wanderhändler und Winzer, der aus den angrenzenden französischen Mundarten eingewandert ist, aber ursprünglich wohl eine altfränkische Bezeichnung war. *Hotte* ist damit eine Rückentlehnung aus dem Französischen in mittelhochdeutscher Zeit.

Ungeklärt ist bislang die genaue Wanderstrecke von *Kabache* „kleines Haus", die man am Niederrhein und im Ruhrgebiet kennt. Sicher ist jedenfalls, dass das Wort eine Fernentlehnung aus dem Russischen ist, wo kabak eine „geringe Schenke" meint[5], in der vorrangig Wodka getrunken wird. Es ist über das polnische kabak „Schenke" in den ostdeutschen Sprachraum gelangt. Manche Indizien weisen jedoch darauf hin, dass das Wort mit deutschen Hansekaufleuten aus dem niederdeutschen Sprachraum in die russische Sprache einwanderte und dort unter Zar Iwan dem Schrecklichen heimisch wurde. Auch die *Penunsen* „Geld" haben eine deutsche Wurzel, denn das Wort ist die polnische Variante des Pfennigs und von dort zurück in den deutschen Sprachraum gewandert.

Den Tabak kennt man im Rheinland in Wendungen wie durch *Kappes un Tabak stalpen* „durch Matsch und Dreck laufen" oder *starker Tobak* „heftig, krass". Die Variante Tobak entspricht dabei dem frühniederländischen toeback. Das Wort gilt allgemein als eine Entlehnung aus der Taino-Sprache auf Haiti, die mit den ersten Tabak-Anlandungen aus den neuen karibischen Kolonien in Spanien heimisch wurde. Allerdings ist das Wort schon um 1410 im Spanischen und Italienischen als Bezeichnung für Heilpflanzen nachgewie-

sen. Viel wahrscheinlicher ist also, dass die spanischen Eroberer das Wort Tabak in die Karibik exportiert und später wieder in der speziellen Bedeutung zurückgebracht haben.

Es gibt jedoch auch Wanderungen, die nie stattgefunden haben. So hört man in der Eifel und auf dem Hunsrück oft die Behauptung, das kleine Wörtchen *ebbes/eppes* „etwas" sei aus dem Jiddischen in die Mundart gelangt. Das hieße nun wirklich, die Wortgeschichte auf den Kopf zu stellen, denn *eppes* ist ein rheinisches Lehnwort im Jiddischen, das die Juden während ihrer Zeit im Rheinland in ihre westjiddische Sprache integriert und dann auch im späteren Ostjiddischen beibehalten haben. Es ist damit ein schönes Beispiel für den rheinischen Einfluss im Jiddischen, der sich bis heute in der jiddischen Schriftsprache erhalten hat.

Zum Schluss ein nicht ganz uneigennütziger Hinweis. Die Wanderwege der rheinischen Lehnwörter wurden kartiert nach den Einträgen in der aktuellsten Veröffentlichung der Sprachabteilung: „Wo kommt dat her? Herkunftswörterbuch der Umgangssprache an Rhein und Ruhr."

Es ist das erste etymologische Wörterbuch einer Umgangssprache überhaupt und beschreibt auf 700 Seiten die Geschichte von etwa 2000 Wörtern, die an Rhein und Ruhr alltäglich, aber nicht im Duden zu finden sind. Es beweist an-

schaulich, dass die sprachliche Welt jenseits der Schriftsprache bunt und vielfältig ist – vor allem im Rheinland. Die rheinische Umgangssprache ist geradezu ein Tummelplatz ungewöhnlicher Wörter, die lebendige Zeugnisse der bewegten Vergangenheit des Rheinlands als römische Kolonie, fränkisches Siedlungsgebiet oder jüdische Migrationsregion im Mittelalter sind. Außerdem belegen Wörter wie *tergen*, *frackich*, *kühmen*, *verbaseln* oder *bölken* noch heute die enge umgangssprachliche Verbundenheit mit dem niederdeutschen Sprachraum: das Rheinische erweist sich noch heute als sprachliche Bastion gegen hochdeutsche Gleichmacherei.

Und ganz zum Schluss noch eine gänzlich uneitle Anmerkung: „Das Buch ist ein bibliophiles Schmuckstück. Der Verlag hat ihm einen Leineneinband mit Prägedruck und im Inneren ein besonders schönes Papier spendiert – das gab es bei Veröffentlichungen der Sprachabteilung noch nie!“

Peter Honnen
Wo kommt dat her?
Herkunftswörterbuch der Umgangssprache an Rhein und Ruhr.
Greven Verlag, Köln 2018
688 Seiten, 28 Euro
ISBN 978-3-7743-0692-9

Literatur

Adolf Bach: Über die lateinisch-romanischen Elemente im Wortschatz der nassauischen Mundarten, in: Adolf Bach: Germanistisch-Historische Studien. Gesammelte Abhandlungen. Hrsg. v. Heinrich M. Heinrichs u. Rudolf Schützeichel, Bonn 1964.

Peter Honnen: Sondersprachliches im Rheinischen Wörterbuch. In: Aspekte und Ergebnisse der Sondersprachenforschung II. III. und IV. Internationales Symposion 17. bis 19. März 1999 in Rothenberge/6. bis 8. April 2000 in Münster. Hrsg. v. Klaus Siewert unter Mitarb. von Christian Efing (Sondersprachenforschung Bd. 7), Wiesbaden 2002, S. 87-96.

Peter Honnen: Jiddisch in rheinischen Dialekten. In: Monika Grübel/Peter Honnen (Hrsg.): Jiddisch im Rheinland. Auf den Spuren der Sprache der Juden, Essen 2014, S. 123-188.

Rudolf Post: Romanische Entlehnungen in den westmitteldeutschen Mundarten. Diatopische, diachrone und diastratische Untersuchungen zur sprachlichen Interferenz am Beispiel des landwirtschaftlichen Wortschatzes (Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 6), Wiesbaden 1982.

Bruno Schier: „Dünse“ und Verwandtes im deutsch-slawischen Begegnungsraum. In: Dietrich Hofmann (Hrsg.) unter Mitarbeit von Willy Sanders: Gedenkschrift für William Foerste (Niederdeutsche Studien 18), Köln/Wien 1970, S. 177-197.

Anmerkungen

1 Post 1982 S. 37
2 Honnen 2014 S. 123/124
3 Honnen 2002 S. 91
4 Bach S. 262
5 Schier S. 180

Schottelschlett und Schottelplack – eine Karte

Zur räumlichen Verbreitung eines rheinischen Lieblingswortes

von Sarah Puckert

Während in weiten Teilen Deutschlands das mundartliche Wort *Schottelschlett* bzw. *–plack* unbekannt ist, belegt es bei Befragungen zu sprachlichen Vorlieben von Dialektsprechern im rheinischen Erhebungsgebiet regelmäßig Spitzenplätze (Honnen 1995). Im Mitmachwörterbuch des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte (ILR) stößt es ebenso auf reges Interesse und nicht zuletzt die Tagesthemen haben sich bereits für das *Schottelplack* interessiert.[1]

Die Karte

Grundlage für die abgebildete Sprachkarte ist ein Fragebogen, auf dem im Jahr 1994 nach den mundartlichen Lieblingswörtern der Rheinländer gefragt wurde. Nach Durchsicht der Fragebogen zeigte sich *Schottelschlett* bzw. *–plack* als klarer Favorit (Honnen 1995). Belege für dieses Wort (mit seinen lautlichen Varianten) wurden für die Karte mit der jeweils angegebenen Platzierung notiert und ausgewertet. Ziel ist es, die Verbreitungsgebiete und regionalen Zuordnungen der beiden Wörter zu zeigen. Insgesamt konnten Fragebogen für 188 Orte im dargestellten Gebiet gesammelt werden, 57 von diesen wiesen eine der beiden Varianten als eines der dialektalen Lieblingswörter der Rheinländer auf. Die Nennung von *Schottelplack* (43 Belege) überwog; in acht Orten nannten Gewährspersonen es sogar auf Platz eins ihrer persönlichen Hitliste mundartlicher Lieblingswörter. *Schottelschlett* gaben im Gegensatz dazu 14 Personen an, drei davon auf der Spitzenposition. Eine überzeugende Erfolgsgeschichte für ein auf den ersten Blick unscheinbares Wort!

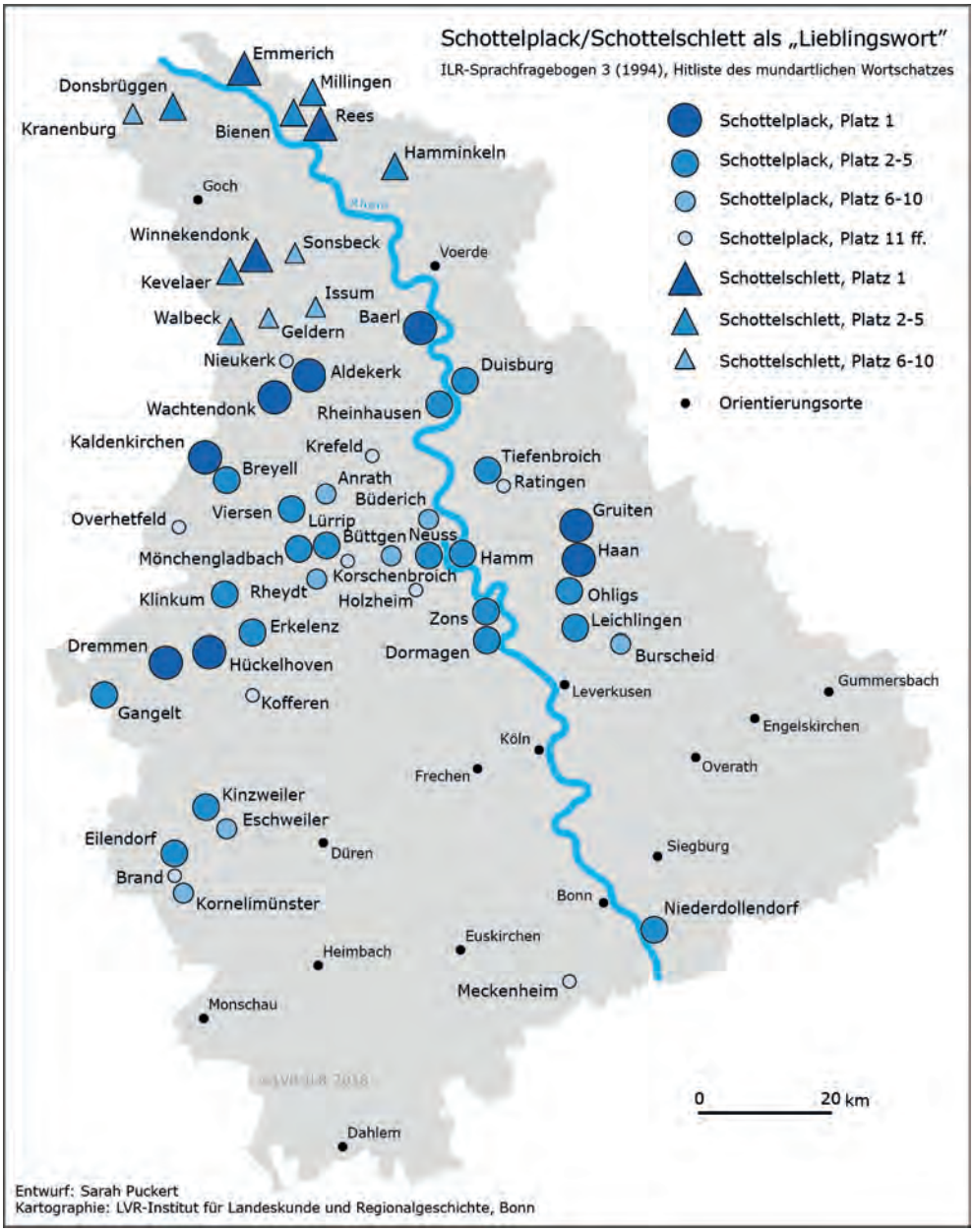
Wie wurde bei der Auswertung vorgegangen? Die Karte zeigt die Positionierungen, die die Gewährspersonen dem Wort *Schottelschlett/-plack* auf ihrer persönlichen Hitliste mundartlicher Lieblingswörter zugesprochen haben – von Platz eins bis Platz 34. Gab es mehrere Belege für einen Ort, wurde die höchste Platzierung berücksichtigt und auf der Karte eingezeichnet. So sind Belege für *Schottelschlett* mit einem Dreieck gekennzeichnet, Ergebnisse für *Schottelplack* zur Unterscheidung mit Kreisen. Dem ersten Platz wird je das größte Symbol zugewiesen; je niedriger die Platzierung, desto kleiner das entsprechende Symbol. Unterstützt wird

diese Einteilung durch die Farbgebung: Große und dunkle Symbole stehen für eine hohe Platzierung, kleinere und hellere Dreiecke bzw. Kreise hingegen weisen auf niedrigere Platzierungen des Wortes *Schottelschlett* bzw. *–plack* hin. Während in Aldekerk also *Schottelplack* auf Platz eins der Hitliste liegt, steht es in Nieukerk nur auf Platz 31; daher das kleinere Symbol. Ähnliches gilt für *Schottelschlett*: Drei Spitzenpositionen sind zu erkennen – Emmerich, Rees und Winnekendonk. Sie alle drei sind mit dem größten und dunkelsten Dreieck der Legende gekennzeichnet. Im Vergleich dazu wurde *Schottelschlett* in Kranenburg auf einem hinteren Platz (Platz 9) genannt – und bekommt dementsprechend ein kleineres Symbol. Neben den Dreiecken und Kreisen sind außerdem Orientierungspunkte auf der Karte eingezeichnet worden, zum Beispiel Monschau, Frechen, Engelskirchen oder Gummersbach. Sie sollen es leichter machen, sich auf der Karte zurechtzufinden.

In den Niederlanden

In einer ähnlich gearteten mundartlichen Umfrage in den Niederlanden lautete der Gewinner abermals *Schottelschlet*; in den Provinzen Gelderland, Limburg und Drenthe (– alle in der Nähe des Rheinlandes –) gewann die kleverländische Variante souverän die Befragung – die Rheinländer stehen also mit der Vorliebe für „ihr" Lieblingswort nicht alleine dar (Honnen 2007, 2012). Eine erneute Befragung im Jahr 2016 in Limburg zeigte, dass das Wort *Schottelschlett* nach wie vor beliebt ist bei unseren Nachbarn – die Variante *sjóttelsplak* belegte den 25. Platz von insgesamt 100 Plätzen (De leukste Limburgse woorden en gezegdes.).

sjóttelsplak (sj wird wie sch gesprochen), die limburgische Variante des Schottelplack. vaatdoek ist die standardsprachliche Bezeichnung für das Spültuch.


Schottelplack/Schottelschlett als „Lieblingswort"
ILR-Sprachfragebogen 3 (1994), Hitliste des mundartlichen Wortschatzes
Schottelplack, Platz 1
Schottelplack, Platz 2-5
Schottelplack, Platz 6-10
Schottelplack, Platz 11 ff.
Schottelschlett, Platz 1
Schottelschlett, Platz 2-5
Schottelschlett, Platz 6-10
Orientierungsorte
Emmerich
Donsbrüggen
Millingen
Kranenburg
Bienen
Rees
Hamminkeln
Goch
Winnekendonk
Sonsbeck
Voerde
Kevelaer
Issum
Walbeck
Geldern
Baerl
Nieukerk
Aldekerk
Duisburg
Wachtendonk
Rheinhausen
Kaldenkirchen
Krefeld
Tiefenbroich
Breyell
Anrath
Ratingen
Büderich
Overhetfeld
Viersen
Lürrip
Gruiten
Büttgen
Neuss
Haan
Mönchengladbach
Hamm
Korschenbroich
Klinkum
Rheydt
Holzheim
Ohligs
Zons
Leichlingen
Erkelenz
Dremmen
Hückelhoven
Dormagen
Burscheid
Leverkusen
Gummersbach
Gangelt
Kofferen
Engelskirchen
Köln
Overath
Frechen
Kinzweiler
Eschweiler
Eilendorf
Düren
Siegburg
Brand
Kornelimünster
Bonn
Niederdollendorf
Euskirchen
Heimbach
Meckenheim
Monschau
0
20 km
Dahlem
Entwurf: Sarah Puckert
Kartographie: LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Bonn

Schottelschlett und *Schottelplack*: das Kartenbild

Im Dialekt des Rheinlandes kennt man zwei Bezeichnungen für ein Spültuch: *Schottelschlett* und *Schottelplack*. Die beiden Synonyme verteilen sich wie folgt im Rheinland: Die Menschen im Norden des rheinischen Erhebungsgebietes nutzen *Schottelschlett*. Das Verbreitungsgebiet dieser Variante reicht von Donsbrüggen und Emmerich im Norden bis nach Walbeck, Geldern und Issum als südlichste Orte, in denen diese Version gemeldet wurde. Ab Wachtendonk und Baerl hört man ausschließlich *Schottelplack*. Die Nennung von *Schottelplack* erstreckt sich bis nach Gangelt, Dormagen und Burscheid, während sich dann im Süden ein Gebiet anschließt, in dem weder *Schottelschlett* noch *-plack* bekannt ist. Erst in Eschweiler, Kinzweiler und drei Stadtteilen von Aachen (Eilendorf, Brand und Kornelimünster) nannten die Gewährspersonen wieder ein mundartliches Wort für das Spültuch: *Schottelplack*. Weiter südlich, in Niederdollendorf und in Meckenheim, werden noch zwei Ortspunkte für *Schottelplack* sichtbar. Sie sind die südlichsten Belege für die Verwendung einer der beiden Varianten *Schottelschlett/-plack*.

Die Gewährspersonen wurden auf dem Fragebogen gebeten, außerdem eine mögliche hochdeutsche Übersetzung der mundartlichen Worte anzugeben; nahezu alle Befragten gaben für *Schottelschlett/-plack* ‚Spültuch' oder ‚–lappen' an, teilweise folgte aber auch eine genauere Erklärung: „Spültuch mit dem man Schüsseln – Schotteln – reinigte" (Dormagen Zons, 72 Jahre) oder „Spültuch, Abwaschtuch; von der Schürze abgerissenes Stück Tuch zum Spülen oder Abwaschen" (Ratingen, 72 Jahre).

Sprachgeschichtliches

Woher die anhaltende Begeisterung für dieses Wort kommt? Das ist schwer zu sagen. An der Bedeutung (Semantik) des Wortes liegt es aller Voraussicht nach nicht; auch, weil früher abgetragene Unterwäscheteile oder alte Handtücher und Laken als *Schottelschlett* genutzt wurden – eher etwas, über dessen Ursprung und Gebrauch man nicht zu viele Worte verlieren möchte. Eventuell ist die formale Gestaltung des Wortes ausschlaggebend für die hohen Platzierungen: Das mundartliche Wort bleibt für Menschen, die den Dialekt nicht sprechen und verstehen, unverständlich. Wer keine Kenntnis der Dialekte des Rheinlandes aufweisen kann, für den ist das Wort ein Rätsel! Sprachwissenschaftler vermuten, dass Dialektsprecher Wörter der Mundart auswählen, die der standardsprachlichen Entsprechung möglichst wenig ähnlich sind – in ihrer Schreibweise und/oder auf lautlicher Ebene. Damit heben sie das Besondere des Dialekts hervor und erinnern an alte, möglicherweise vergangene Zeiten (Honnen 2007). *Schottelschlett/-plack* ist eines dieser Wörter. Es unterstreicht die Autonomie der Dialekte gegenüber der Standardsprache; es könnte sogar als das Schibbolethwort des nördlichen Rheinlandes bezeichnet werden, als das „typischste" Mundartwort der Gegend (Honnen 2007, 2018).

Aus der Sprachgeschichte lässt sich die Herkunft des Wortes dann doch auch für Nicht-Dialektkundige leicht ableiten. Das Bestimmungswort *Schottel* ist die unverschobene Variante der „Schüssel". Es ist eine frühe Entlehnung von lateinisch *scuttela*, was so viel wie ‚Trinkschale' bedeutet. Sowohl *Schlett* als auch *Plack* lassen sich als ‚Tuch' bzw. ‚Lappen' übersetzen. Als Zusammensetzung (Kompositum) folgt daraus die Bedeutung des ‚Spültuchs'.

Lautvarianten

Die Belege der unterschiedlichen Orte weisen eine Vielzahl von lautlichen Varianten auf: *Schöddelplack*, *Schotenplagge*, *Schotteplack*, *Schotterplack*, *Schüttelplack* und schließlich *Schötteplack* sowie *Schottlett*. Neben drei- (*Schotteplack*) und viersilbigen Belegen (*Schotenplagge*) wurde für Sonsbeck eine zusammengezogene Variante genannt: *Schotlett*. Auch beim Gebrauch von Umlauten unterscheiden sich die Versionen: ein *ö* anstelle eines *o* im Bestimmungswort *Schottel* oder ein *ä* statt eines *e* beim Grundwort *-schlett*. Aufzufinden ist außerdem die Verwendung von Fugenelementen – eingeschobenen Lauten zwischen Bestimmungswort und Grundwort des Kompositums. So nutzen einzelne Sprecher etwa ein *-s-*, das sie zwischen *Schottel* und *schlett* bzw. *plack* setzen: *Schottel-s-plack* (in Nieukerk, Krefeld oder Gangelt). Auch die Tilgung (Auslassung) einzelner Laute – beispielsweise *Schott-schlätt* statt *Schott-el-schlätt* – zeigen die Belege des Fragebogens. Neben der Ersetzung des *o* im Bestimmungswort *Schottel* lassen sich wiederum auch Befunde finden, in denen ein *d* anstelle eines *t* steht (*Schoddelschlätt*, *Schoddelplack* oder *Schöddelplack*).

Die beiden Grundwörter weisen hingegen weit weniger Variation als das Bestimmungswort *Schottel-* auf: Bei *-plack* unterscheiden die Gewährspersonen hinsichtlich der Länge des Vokals, in dem sie das Vokalzeichen verdoppeln (*Schöttelplaak*) bzw. den nachfolgenden Konsonanten zweifach schreiben (*Schöddelplaggen* bzw. *Schottelplagge*), um anzuzeigen, dass der Vokal kürzer gesprochen wird. Eine weitere Variante zeigt die Ersetzung des Selbstlautes *a* durch *o* (*Schottelsplock*), *ü* (*Schoettelplück*) oder *ä* (*Schottelpläk*). Erwähnenswert und interessant ist auch die Antwort einer Gewährsperson: *Schottelett*. Es handelt sich um eine gekürzte Version des Wortes *Schottelschlett*: Scheinbar bleibt das Bestimmungswort *Schottel* erhalten, das Grundwort *-schlett* aber wird um den Laut *sch* gekürzt, sodass eine verschmolzene Form entsteht.

Literatur

De leukste Limburgse woorden en gezegdes. o.O. 2016.

Honnen, Peter: Hitliste des mundartlichen Wortschatzes. In: Volkskultur an Rhein und Maas 1/1995, S. 44-60.

Honnen, Peter: Des Rheinlands liebste Mundartwörter. In: Wir im Rheinland 2/2007, S. 40-45.

Honnen, Peter: Alles Kokolores? Wörter und Wortgeschichten aus dem Rheinland. Vierte Auflage. Köln 2012.

Honnen, Peter: Wo kommt dat her? Herkunftswörterbuch der Umgangssprache an Rhein und Ruhr. Köln 2018.

Lausberg, Helmut/Möller, Robert: Rheinischer Wortatlas. Bonn 2000.

Schotelplak als Fernsehstar. In: Volkskultur an Rhein und Maas 3/1996, S. 99-101.

Rheinisches Mitmachwörterbuch. Herausgegeben vom LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte. [URL: http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/de/sprache/mitmachwoerterbuch/mitmachwoerterbuch_1.html].

Anmerkung

1 Ulrich Wickert leitete Anfang 1996 mit der Nennung des Schottelplacks als Spitzenreiter der Hitliste des mundartlichen Wortschatzes des damaligen Amts für rheinische Landeskunde (ARL) den Wetterbericht ein.

Die Mösch im Dorf ist von den Socken

Der ILR-Sprachfragebogen 11 (2017/2018): Erste Teilergebnisse

von Georg Cornelissen

Der Fragebogen

Im Oktober 2017 hat die ILR-Sprachabteilung einen Dialektfragebogen in Umlauf gebracht.

Der Fragebogen lag zunächst dieser Zeitschrift (Alltag im Rheinland) bei. In verschiedenen Tageszeitungen wurde dann auf die Aktion aufmerksam gemacht, auch noch im Januar 2018. Bis zum Februar dieses Jahres war der Fragebogen auch auf der ILR-Homepage zu finden. Insgesamt sind knapp unter 1400 ausgefüllte Fragebogen in Bonn eingegangen.

Bemerkenswert ist, wie häufig die Gewährsleute in Kommentaren oder in Begleitschreiben zum Ausdruck brachten, dass die Bearbeitung des Fragebogens Spaß gemacht habe. Eine Erhebung wie diese scheint ein Musterbeispiel für eine Win-win-Situation im Zusammenspiel von Dialektsprecherinnen und Dialektforschern zu sein.

Bei der Konzeption des Fragebogens standen verschiedene Gesichtspunkte im Raum. So wurden einerseits Fragen gestellt, die in der Dialektgeografie (Areallinguistik) bereits behandelt worden sind: Damit ging es also um den Vergleich des neuen Materials mit älteren Karten. Andererseits gab es Fragen, für die noch nie Dialektkarten gezeichnet worden sind. Der erste Frageblock betraf den Wortschatz der Dialekte, u. a. die Bezeichnungen für den Sperling, den Schluckauf oder den Schuhriemen. Andere Fragen zielten auf die dialektale Aussprache von Tasche (*Täsch, Taisch, Tasch, Tösch* ...) oder Dorf (*Därp, Dorp, Dorref* ...). Im dritten Block sollte für vier Nomen (Auto, Brille, Pastorat, Speck) das Wortgeschlecht im Dialekt ermittelt werden, die folgenden Fragen zielten auf die Grammatik (Vergangenheitsformen, Verkleinerungsformen, Mehrzahlbildung). Die drei letzten Fragen zeigt die zweite Abbildung.

Ziel des Unternehmens ist es, zwischenörtliche Sprachunterschiede zu dokumentieren und auch Varianten innerhalb einzelner Orte aufzuspüren. Durch den Vergleich mit älteren Erhebungen sollen Phänomene des Sprachwandels in den Blick genommen werden. Die Auswertung der Fragebogen wird in Sprach-

621

LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte
Endenicher Straße 133, 53115 Bonn
Tel. 0228-9834231
georg.cornelissen@lvr.de
www.rheinische-landeskunde.lvr.de

Oktober 2017

Sprachfragebogen 11: Dialekt (Platt oder Kölsch)

Bearbeiter/in: ……Geburtsjahr:……

Wohnort mit PLZ und Straße: ……

Ort, für den die Angaben gelten: Velbert

Ortsteil/Stadtteil: Mitte

Falls Sie selbst keinen Dialekt (Platt, Kölsch) sprechen, würden wir uns freuen, wenn Sie den Fragebogen weiterreichen könnten – an ihren Nachbarn oder an Ihre Tante oder …

Bitte senden Sie ihn innerhalb von vier Wochen zurück!
Sie können uns die Antworten auch gern mailen (Mailadressse: siehe oben).
Der Fragebogen ist auch auf unserer Homepage zu finden (siehe oben).

Wie nennen Sie auf Platt / auf Kölsch:

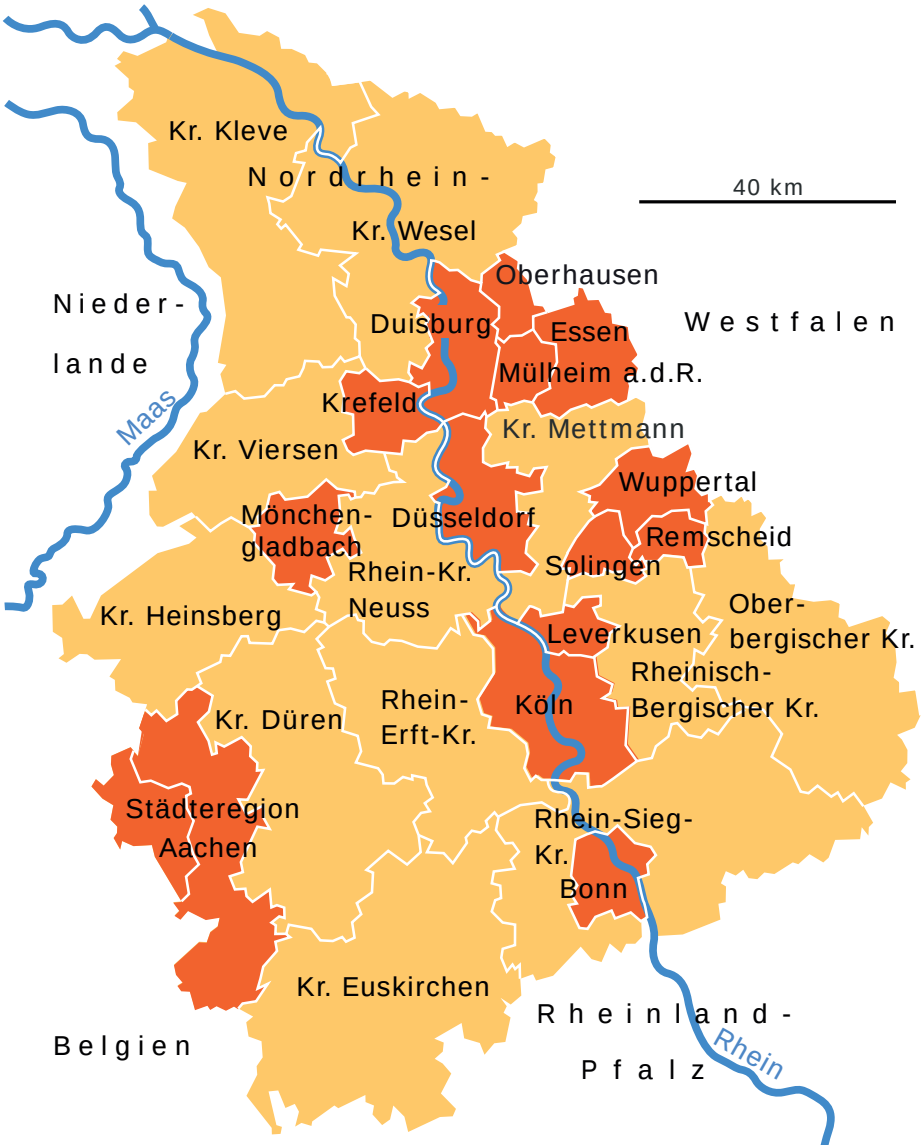
1. Sperling: Mösch
2. Amsel: Merl
3. Tisch: Dösch
4. Geldbörse: Geldbüdel / Portmonnaa
5. Bonbon: Klömpken
6. Kartoffel: Erpel
7. Schluckauf: Schlucken
8. Gehweg: Bürgersteig / Trottewar
9. Die „Bändel" am Schuh: Schnürbengel
10. Den Tag vor dem Sonntag: Samstag / Sonnabend
11. schlittern; auf einer Eisbahn rutschen: schlindern

Bei den nächsten Fragen geht es um die Aussprache der Wörter:

12. Tasche: Tesch
13. Nacht: Nuit
14. Dorf: Dorp
15. laufen: Loupen

Fragebogen 621 aus Velbert, Seite 1.

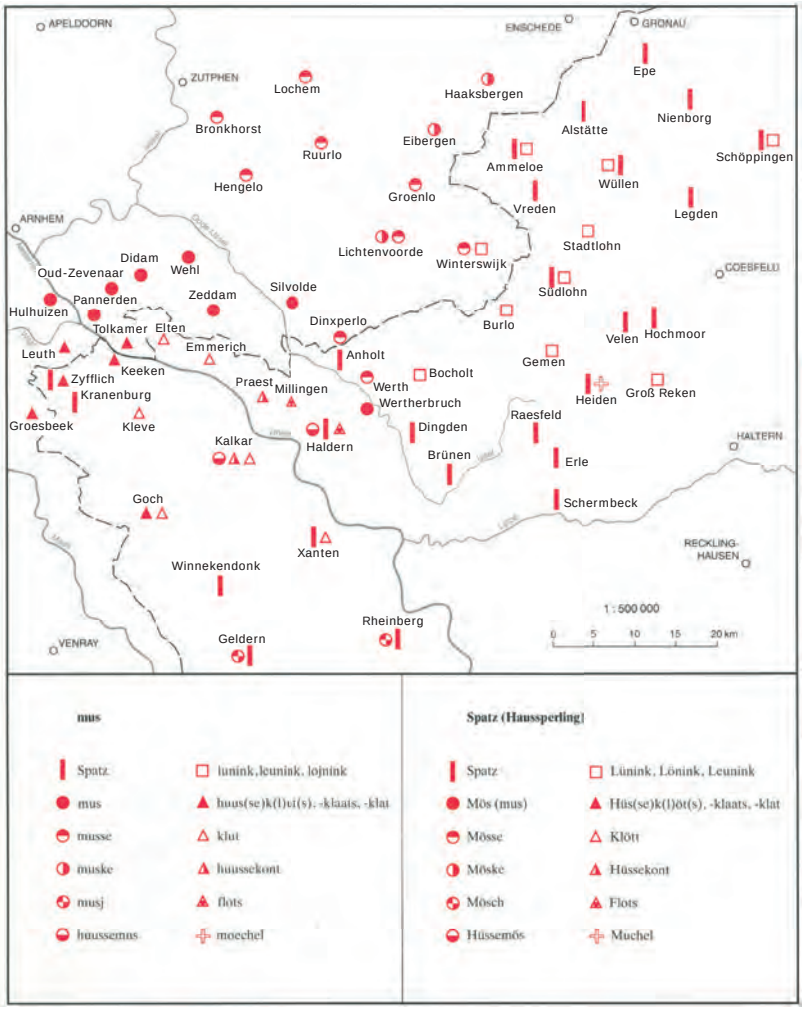
karten münden. „Dem Rheinland Profil geben“ – so lautet der Arbeitsauftrag unseres Instituts: Mit Hilfe der Ergebnisse flächendeckender Fragebogenerhebungen lässt sich das sprachliche Profil unserer Region sehr anschaulich beschreiben. Im Rahmen dieses Beitrages möchte ich für fünf ausgewählte Teilregionen erste Ergebnisse vorstellen. Zum Vergleich füge ich Karten hinzu, die auf früheren Datenerhebungen fußen, so dass sich bereits erste Vergleiche ziehen lassen.



© LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Bonn

Wortschatz: Sperling-Bezeichnungen in den Dialekten von Düsseldorf

Auf insgesamt 20 der 25 Düsseldorfer Fragebogen wurde *Mösch* genannt. *Spatz* (auch *Spätzke*) war achtmal zu finden; eine Gewährsperson schrieb *Sperleng*, sie stammte aus Düsseldorf-Hamm. *Mösch* ist ein besonders gut dokumentiertes und erforschtes lateinisches Lehnwort im Rheinland. Karten zur Verbreitung von *Mösch* und anderen Sperlingsbezeichnungen sind im „Fränkischen Sprachatlas“ (Goossens 1988) und im „Rheinischen Wortatlas“ (Lausberg/Möller 2000) zu finden. In Düsseldorf kennt man den „Möschesonntag“: Eine Woche bevor das Schützenfest stattfindet, wird ein Umzug durch den jeweiligen Stadtteil veranstaltet. Dabei wird eine Vogelfigur im Zug mitgeführt: die *Mösch* (als „goldene Mösch“ oder „silberne Mösch“).



Auf der Homepage des ILR wird die entsprechende Karte aus dem grenzübergreifenden Dialektatlas „Dialekt à la carte“ von 1993 gezeigt. *Mösch* (mit *sch*) reicht danach im Norden des Rheinlands bis nach Geldern und Rheinberg, ab dann heißt es *Möss*. Im Niederländischen ist das eine *mus* (mit ganz ähnlicher Aussprache wie *Möss*). Allerdings muss *Möss* am Niederrhein nicht unbedingt den Sperling bezeichnen, sondern kann mancherorts auch den ‚kleinen Vogel im Allgemeinen‘ bedeuten.

Wortschatz: Samstag-Bezeichnungen im Oberbergischen Kreis

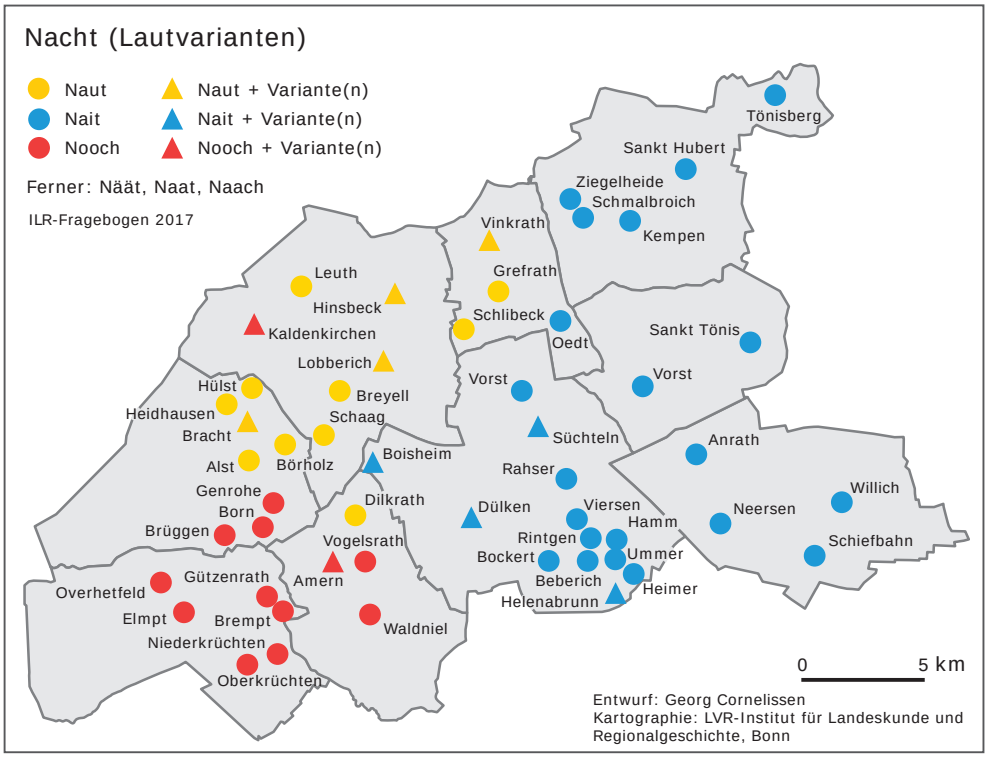
In Nordrhein-Westfalen waren und sind drei mundartliche Bezeichnungen für den letzten Werktag der Woche anzutreffen: *Sunnobend/Sunnowend*, *Saoterdag* und *Samstag* (mit zahlreichen Lautvarianten). Die Karte basiert auf den Daten des „Deutschen Wortatlas“, sie zeigt damit eine Situation in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Aus dem Oberbergischen Kreis sind die Orte Radevormwald und Gummersbach eingezeichnet. In dessen

Gebiet trafen seinerzeit also die drei konkurrierenden Bezeichnungen aufeinander.

Die Erhebung 2017/2018 erbrachte für den Oberbergischen Kreis insgesamt 32 Fragebogen. Die Bezeichnung *Saoterdag* kam, als *Sooderschdach*, genau einmal vor; sie wurde für einen Ortsteil von Radevormwald gemeldet, für Herbeck. Im Übrigen dominierte im Kreisgebiet *Samstag*, geschrieben *Samsdach*, *Samsdaag* usw. Die dritte nordrhein-westfälische Bezeichnung tauchte auf drei Fragebogen auf, die Gewährsleute schrieben *Sunnomd*, *Sunnoowend* bzw. *Sunnowend*. Die betreffenden Orte liegen ausnahmslos im Osten des Kreises, also in der Nachbarschaft zu Westfalen: Bergneustadt-Baldenberg, Bernberg (zu Gummersbach) und Wipperfürth. Gut möglich ist, dass die DialektsprecherInnen dort den betreffenden Tag auf Platt *Sunnomd* usw. nennen, in der regionalen Umagngssprache aber *Samstach*.

Laute: Die Varianten für Nacht im Kreis Heinsberg

Die hier abgebildete Karte zeigt den Kreis Viersen, der sich im Norden an den Kreis Heinsberg anschließt. Drei Lautvarianten dominieren im Kreis Viersen: *Naut* im Nordwesten, *Nait* im Osten und *Nooch*



(mit einem langen offenen o zu sprechen) im Südwesten und damit in der Nachbarschaft zum Kreis Heinsberg (s. oben die Rheinland-Karte). *Näät*, *Naat* und *Naach* sind in den Dialekten des Kreises Viersen ebenfalls zu hören, kommen insgesamt allerdings deutlich seltener vor. Die Kreis Viersener Daten stammen aus einer kreisweiten Fragebogenaktion des ILR im Jahr 2017.

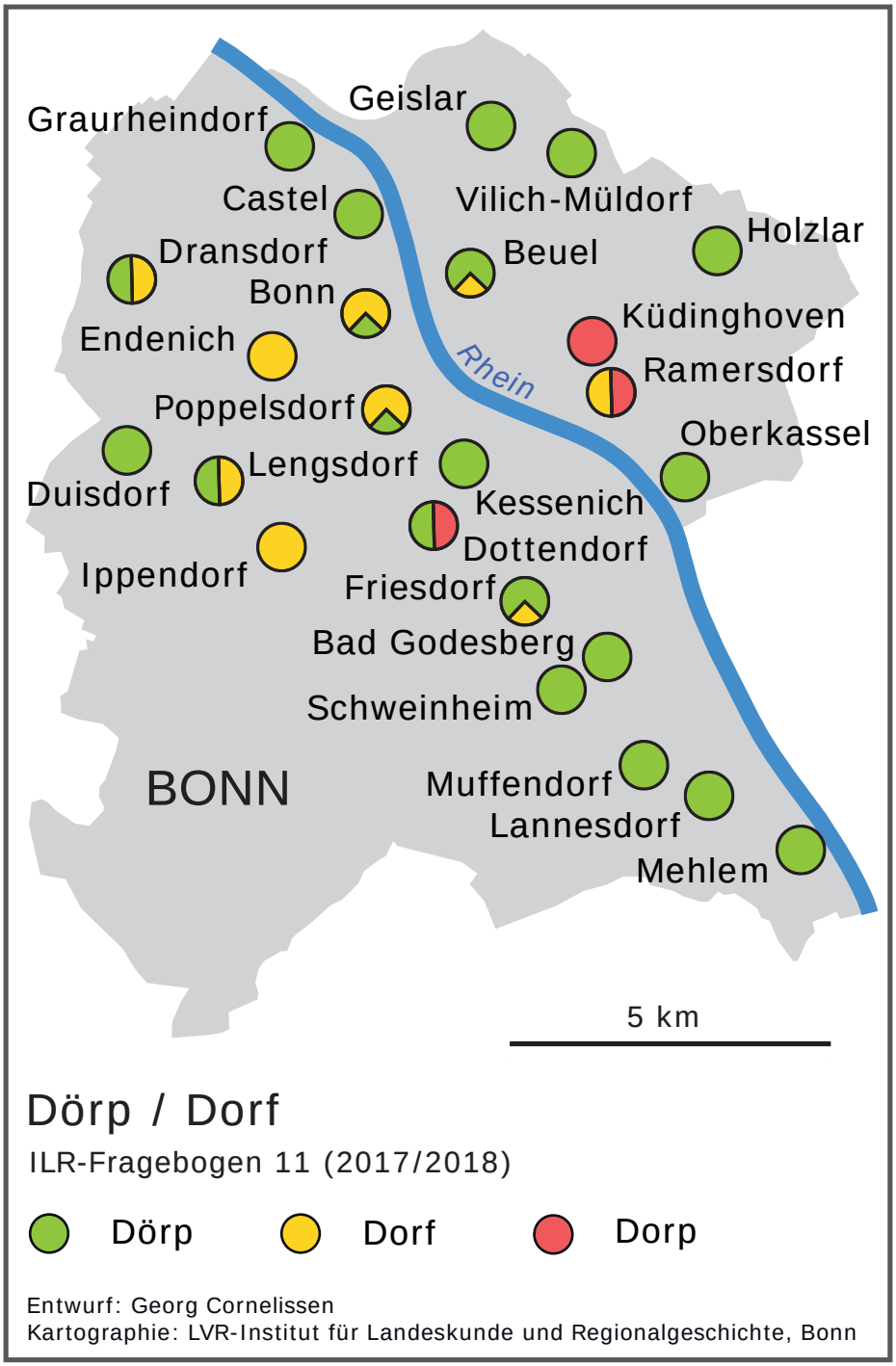
Im Kreis Heinsberg haben sich 2017/2018 insgesamt 77 Gewährsleute beteiligt. Die Auswertung ergab, dass *Nooch* in einigen zu Wegberg gehörenden Orten (Merbeck, Tetelrath), in den Ortschaften der Stadt Heinsberg sowie in Waldfeucht (an der niederländischen Grenze gelegen) vorkommt; dabei handelt es sich also um die südliche Fortsetzung des *Nooch*-Gebiets im Kreis Viersen. *Naut* wird nur einmal angezeigt: für Wildenrath, zu Wegberg gehörend. *Nait* ist in einigen ebenfalls zu Wegberg gehörenden Orten beheimatet (u. a. in Beeck und Klinkum) sowie in Venrath (zu Erkelenz). *Nacht* und *Nach* (plus *Naach*) dominieren im Selfkant sowie im Raum Gangelt (beide an der Grenze zu den Niederlanden). *Näät* ist stark vertreten im Raum Hückelhoven; für Hückelhoven-Brachelen liegen allein sieben Fragebogen vor, davon haben sechs *Näät*, während eine Gewährsperson in Brachelen *Nach* schrieb. *Näät* ist ferner beheimatet in Orten im benachbarten Wegberg, etwa in Tüschenbroich. Für Wegberg-Beeck und Wegberg-Klinkum wurden jeweils sowohl *Nait* (s. oben) als auch *Näät* gemeldet. Was insgesamt sichtbar wird: Im Gebiet des Kreises Heinsberg kommen zahlreiche Lautvarianten vor, die oftmals kleinräumige Areale bilden. Aber es wird auch Varianz innerhalb einzelner Ortsdialekte fassbar.

Laute: Die Varianten für Dorf innerhalb der Stadt Bonn

Das Bonner Stadtgebiet liegt deutlich nördlich der sogenannten Dorp-Dorf-Linie. Das bedeutet, dass in den in Bonn gesprochenen Dialekten eigentlich mit der Lautvariante *Dörp* zu rechnen war, vielleicht auch mit *Dorp*, aber die *ö*-Variante herrscht hier von alters her vor.

Die Dörp/Dorf-Karte präsentiert die Ergebnisse des Fragebogens 11 für Bonn: Für die meisten Ortspunkte wurde *Dörp* (grün) gemeldet, einige Male hieß es auch *Dorp* (rot). Gelb steht für *Dorf*. Für viele der eingezeichneten Ortspunkte liegen mehrere Fragebogen vor; Spitzenreiter war Friesdorf mit 12, gefolgt von Bonn-Zentrum mit 9 Fragebogen. Wurde für einen Ortspunkt nur eine Variante angegeben, ist das Kreissymbol einfarbig. Ist das Kreissymbol geteilt, kamen zwei Varianten gleich oft vor. Wurde eine Variante öfter als die zweite genannt, zeigt das Symbol die häufigere Lautvariante im oberen Feld.

Im Kartenbild ist gut zu erkennen, dass im Bonner Zentrum und in dessen Nachbarschaft (Endenich, Poppelsdorf …) häufig *Dorf* genannt wurde. *„Isch jonn in et Dorf"* war etwa auf einem der drei Endenicher Fragebogen ergänzend zu lesen. Im


Graurheindorf
Geislar
Castel
Vilich-Müldorf
Holzlar
Dransdorf
Beuel
Bonn
Küdinghoven
Endenich
Rhein
Ramersdorf
Poppelsdorf
Oberkassel
Duisdorf
Lengsdorf
Kessenich
Dottendorf
Ippendorf
Friesdorf
Bad Godesberg
Schweinheim
BONN
Muffendorf
Lannesdorf
Mehlem
5 km
Dörp / Dorf
ILR-Fragebogen 11 (2017/2018)
Dörp
Dorf
Dorp
Entwurf: Georg Cornelissen
Kartographie: LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Bonn

Süden der Stadt dominierte dagegen ganz klar *Dörp*. In Friesdorf wurde nur zweimal *Dorf* gemeldet, jeweils neben *Dörp*.

Georg Wenker hat auf seinem Dialektfragebogen von 1884/1885 ebenfalls nach der Lautung von Dorf (in Satz 37) gefragt. In der Tabelle finden sich die entsprechenden Belege in der dritten Spalte. Die Tabelle basiert auf den Wenker-Fragebogen für diejenigen Orte innerhalb Bonns, deren Name auf *-dorf* endet (und für die ein Wenker-Bogen zur Verfügung steht), Mehlem wurde hinzugenommen. Die mittlere Spalte enthält die dialektale Variante des jeweiligen Ortsnamens (ON) nach den Angaben der Wenker-Bogen.

Die Lautvarianten für Dorf lauteten am Ende des 19. Jahrhunderts also *Dörp* (oder *Dörb* geschrieben) und *Dröp*. *Dröp* begegnete auch im Namen von Lengsdorf: *Leisdröp*. Da es hier als Variante neben *Leisdörp* festgehalten wurde, ist auszuschließen, dass es sich um einen Schreibfehler handelt. Es fällt auf, dass in den Ortsnamen zweimal *-dorf* als Grundwort gemeldet wurde: *Plitteschdorf* (neben *Plitteschdörb*) und *Dottendorf*. Das könnte ein Hinweis auf die Reihenfolge des Lautwandels sein: Erst tritt *-dorf* an die Stelle von *-dörp* (*-dröp*) im Ortsnamen, dann wird die allgemeine Bezeichnung *Dörp* (*Dröp*) durch *Dorf* ersetzt. Anzunehmen ist, dass derzeit in den Dialekten des Bonner Raums ein buntes Nebeneinander von *Dörp* (+ *Dorp*) und *Dorf* besteht. Eine Dorp-Dorf-Linie wie in den 1880er Jahren existiert wohl nicht mehr. Dass *Dröp* 2017/2018 nicht mehr gemeldet wurde, sei noch einmal hervorgehoben.

„Du bist du von den Socken, nicht wahr!" im Kreis Kleve (Frage 28)

Unter Punkt 28 des Fragebogens war ein ganzer Satz angeboten worden: „Da bist du von den Socken, nicht wahr!" Gefragt wurde danach, wie der „unterstrichene Teil im Dialekt" heißt. Interessiert hat mich dabei u. a., wo man noch das am Niederrhein und im Aachener Raum sehr beliebte *wa* verwendet.

ON, hochdeutsch	ON, Dialekt	„Dorf" im Platt
Plittersdorf	*Plitteschdorf/-dörb*	*Dörb*
Lannesdorf	*Lannesdörb*	*Dröp*
Mehlem	*Mehlem*	*Dörb*
Dottendorf	*Dottendorf*	*Dörb*
Lengsdorf	*Leisdörb/-dröp*	*Dörp*
Buschdorf	*Böischdörp*	*Dörp*

Tab. 1: Wenker-Fragebogen 1884/1885 (regionalsprache.de)

„Beifang" nennen die Fischer jene Meeresbewohner, die sie eigentlich gar nicht fangen wollen, die aber, wenn das Netz aus dem Wasser gezogen wird, mit darin zappeln. Diese Fische will man nicht, man wirft sie weg. Als Beifang könnte man entsprechend jene Antworten bezeichnen, bei denen unter Punkt 28 auch der vor

16. „aus der Lamäng": ut der Lamäng
17. groß: grut / gruut

Es folgen Fragen zum Wortgeschlecht:

18. Auto:	☐ der/dä/den Auto	☐ die Auto	☐ et Auto	dat Auto
19. Brille:	☒ der/den Br	☐ die Br.	☐ et Br.	
20. Pastorat:	☐ der/den P.	☐ die P.	☒ et P.	
21. Speck:	☒ der/den Sp.	☐ die Sp.	☐ et Sp.	

Fragen zur Grammatik: Übertragen Sie bitte in den Dialekt:

22. „machen" – „ich machte" (Vergangenheit): maken - ech mackelen
23. probieren – „er probierte" (Vergangenheit): prakieren - he prakierelen
24. Die Verkleinerungsform von „Junge" („Jünglein"): Jüngken
25. „Flasche" – „Flaschen" (Einzahl – Mehrzahl): Fläsche - Fläschen
26. „Hund" – „Hunde" (Einzahl – Mehrzahl): Hongk - Höng
27. „Teufel" – „2 Teufel" (Einzahl – Mehrzahl): Döüwel (n.) Döüker (n.)

28. Wie würde in dem Satz „Da bist du von den Socken, nicht wahr!" der unterstrichene Teil im Dialekt heißen: nit wohr

29. Übertragen Sie bitte den Satz „Ich spreche Platt" in den Dialekt:
Ech kall Platt

30. Wenn Sie sich von einem guten Freund oder von einer guten Freundin verabschieden: Welchen Gruß verwenden Sie dann (mehrere Antworten sind möglich):
Adjüß, bes morn, bes etzeg, bes gliek

Vielen Dank!

Fragebogen 673 aus Solingen-Dorp, Seite 2. Hier wurde „nicht wahr" durch „nit wohr" übersetzt. Für „Teufel" werden Döüwel und Döüker genannt, in der Mehrzahl: Döüweln und Döükern.

dem Komma stehende Teil des Satzes bearbeitet wurde. Der Dialektologe wirft diesen Beifang allerdings nicht über Bord, im Gegenteil: Diese Vollübersetzungen bieten wieder sehr interessantes Material für weitere Untersuchungen. Im Folgenden sei das am Beispiel verschiedener Fragebogen aus dem Kreis Kleve demonstriert, wo insgesamt 118 Fragebogen zusammenkamen (in der Originalschreibung; li: linksrheinisch, re: rechtsrheinisch).

Der Kreis Kleve liegt ganz im Norden des Rheinlands (s. die Karte oben). Auf dem linken Rheinufer erstreckt er sich von Rindern bis Wankum, im Rechtsrheinischen gehören die Städte Emmerich und Rees zu diesem Kreis. Die Tabelle präsentiert ausgewählte Antworten in der Reihenfolge von Nord nach Süd, zunächst für das linke Rheinufer (li), dann zwei Fragebogen für die rechte Seite (re). Das Pronomen *do* (*du*) taucht in seiner vollen Form gar nicht auf. In *besse* ‚bist du' in Wankum steckt es noch in einer Schwundstufe: *bess* + *e*. Nördlich davon lautet das entsprechende Personalpronomen *gej* oder *chej* (s. Rindern und Bedburg-Hau). In *sieh, siche, sich* oder *sij* ist dieses Pronomen mit dem vorangehenden Verb verschmolzen. Dass am unteren Niederrhein das alte Personalpronomen (*du*) heute fehlt, ist der Nähe zu den Niederlanden zu verdanken; das Standardniederländische hat das Pronomen *jij*.

Die Mehrzahl von *Sock* lautet stets *Söck*. Der Wechsel von *o* (Einzahl) zu *ö* (Mehrzahl) ist ein Fall des „Umlauts"; im Hochdeutschen kennen wir den Umlaut z. B. bei *Baum – Bäume*. Dem entspricht im Dialekt meist *Boom – Bööm*. Das Beispiel *Sock – Söck* zeigt, dass der Umlaut im Dialekt keine bloße Spiegelung des Hochdeutschen ist. Fragen der Mehrzahlbildung sind in der Dialektologie des Rheinlands jedoch eher selten erforscht

li Rindern	*Door si chej van de Söck, wa!*
li Kellen	*Dor sieh van de Söck, off nie!*
li Bedburg-Hau	*dor sitt gej vanne Söck, off nit!*
li Niedermörmter	*Dor siche von de Söck, nir wor.*
li Twisteden	*Dor sich gej vane Söck, wa!*
li Wankum	*Do besse van de Söck, eff net.*
re Emmerich	*Da sij van de Söck, wa?*
re Rees	*Da besse van de Söck, wah!*

Tab. 2: Fragebogen 11 aus dem Kreis Kleve, Frage 28

worden. Aus *van de Söck* kann am Niederrhein v*anne Söck* (s. Bedburg-Hau und Twisteden) werden. Auch Phänomene dieser Art, die in der gesprochenen Sprache ja gang und gäbe sind, lassen sich auf Dialektkarten darstellen. Das nachgestellte *wa* ist in den Dialekten des Kreises Kleve weit verbreitet. Wie die Beispiele zeigen, gibt es aber auch Alternativen: Neben den oben gennannten kommen hier ebenfalls vor: *off/ömme/ni wohr/wohr nit* ...

Schluss

Die Auswertungen der Fragebogenerhebung sind derzeit im Gange, die Ergebnisse sollen wie gesagt auf Karten vorgestellt werden. Die Bonner Dörp/Dorf-Karte liegt bereits vor, auf der Homepage unseres Instituts ist sie mit einem längeren Kommentar zu finden.

Natürlich, so ließe sich sagen, sprechen heute immer weniger Menschen Dialekt. Aber – und das kann gar nicht genug betont werden – überall im Rheinland leben Menschen, die Platt oder Kölsch sprechen. Darunter sind auch solche, die den Dialekt als ihre eigentliche Muttersprache bezeichnen würden. Ein Merkmal der Dialekte ist ihre räumliche Diversität. Wo es auf Hochdeutsch *Dorf* heißt, sagt man im Dialekt *Därp*, *Dörp*, vielleicht auch *Dröp*, *Dorref* ... Wo die hochdeutsche Mehrzahlform *Hunde* lautet, sagt man im Dialekt *Höönd*, *Höng*, *Hüng* und vielleicht auch *Rüe*. Dieser Sprachregion zwischen „Holland" und Westfalen wollen wir ein Profil geben.

Literatur

Cornelissen, Georg: Kleine Sprachgeschichte von Nordrhein-Westfalen. Köln 2015.

Dialekt à la carte: Georg Cornelissen/Alexander Schaars/Timothy Sodmann (Hrsg.): Dialekt à la carte: Dialektatlas Westmünsterland – Achterhoek – Liemers – Niederrhein. Unter Mitarbeit von/met medewerking van Christa Hinrichs. (= Rheinische Mundarten 5; = Westmünsterland, Quellen und Studien 3). Doetinchem, Köln, Vreden 1993.

Goossens, Jan: Sprachatlas des nördlichen Rheinlands und des südöstlichen Niederlands. „Fränkischer Sprachatlas". Erste Lieferung. Marburg 1988.

Lausberg, Helmut/Möller, Robert: Rheinischer Wortatlas. Bonn 2000.

Internet

https://regionalsprache.de/Wenkerbogen/Katalog.aspx (dort sind die Wenker-Fragebogen zu finden).

http://www.sprache-im-rheinland.lvr.de/ (= http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/de/sprache/sprache_1.html; unsere Homepage zur Sprache im Rheinland; u. a. mit den hier abgedruckten Karten Spatz, Nacht und Dörp/Dorf).

Siehe Abb. 16

Good Birds, Bad Birds?

Überlegungen zu Mensch-Tier-Beziehungen im Garten

von Dagmar Hänel und Carsten Vorwig

Vor einer Weile sah ich über den Gartenzaun, wie ein Nachbar mit einem Besen unter einen Baum an der Grundstücksgrenze stand, den Besen in die Luft schwang und schimpfte. Er bemerkte mich und erläuterte sein vielleicht ungewöhnliches Verhalten: „Da sind schon wieder die Papageien, die plündern jeden Abend hier das Vogelhäuschen, die Mistviecher." Auf meine Antwort: „Ach, ich finde die eigentlich ganz hübsch" erklärte er: „Ja, mag sein, aber die gehören nicht hierher."

Dieses Erlebnis brachte uns zum Nachdenken über die in ganz alltäglichen Handlungen, wie dem Füttern von Vögeln, verborgenen Denkmuster in unseren Köpfen. Der Garten erweist sich dabei als zentraler Ort, in dem kulturelle Vorstellungen von richtig und falsch, gut und böse, schön und hässlich, sowie die Grenzen zwischen Natur und Kultur ausgehandelt und vermittelt werden.

Gärten, Menschen und Tiere – Einleitende Überlegungen

Gärten sind spezielle Orte.[1] Sie bilden einen besonderen Raum rund um das Haus, in dem Natur gestaltet wird. Pflanzen wie Hecken, Bäume, Blumen und Gras bilden unterschiedliche Areale im Garten und strukturieren den Raum. Gärten sind von Menschen angelegt, sind konstruierte und inszenierte Natur. Ihre Funktion liegt in besonderen ästhetischen und sinnlichen Erfahrungspotentialen für ihre Besitzer: Sie bieten Aufenthalt bei schönem Wetter, Gestaltungs- und Betätigungsmöglichkeiten bei der Pflege, Raum für Gartenfeste, Entspannung und Unterhaltung.[2] Ein Garten ist ein Außenraum, er bildet einen Grenzbereich zwischen öffentlichem Raum und dem Innenraum des Hauses. Gärten sind umhegte Räume, Zäune oder Hecken trennen sie vom Außen. Diesen Übergangsraum nutzen nicht nur seine menschlichen Besitzerinnen und Besitzer, sondern auch andere Lebewesen wie Käfer, Fliegen, Hummeln, Bienen, Würmer, Schnecken, Igel, Mäuse – und Vögel. Einige dieser Tiere werden einfach ignoriert, sie sind eben irgendwie da, andere gelten als Schädlinge und werden zu „Feinden" der Gartenbesitzer: gegen Mäuse werden Fallen aufgestellt und Giftköder gelegt, Nacktschnecken werden Opfer regelrechter Foltermethoden (zerschneiden, in Bier ertränken, mit

Salz bestreuen) und Blattläuse mit mehr oder weniger harten Methoden von Rosen und Geranien entfernt. Vögel, vor allem die heimischen Singvögel von Amsel bis Zaunkönig, sind hingegen willkommene Gäste. Sie werden geschätzt für Gesang, sie gelten als nützlich und als Indikatoren für einen gesunden Naturraum Garten. Um ihren Aufenthalt im Garten so angenehm wie möglich zu machen, werden sie gefüttert, viele Menschen bieten Wasser- und Badestellen sowie Nistgelegenheiten an. Für die gefiederten Gartenbesucher wird ein buntes Angebot an Objekten im Garten platziert: die Vogelhäuser. Einmal aufmerksam geworden, entdeckten wir sie überall: auf dem Weg zur Arbeit und zum Einkaufen, beim Spaziergang durch die Nachbarschaft, bei den aktuellen Forschungsprojekten, die uns regelmäßig kreuz und quer durchs Rheinland führen: Egal ob Stadt oder Dorf, kaum ein Garten ist ohne Vogelhäuschen. Was hat es mit ihnen auf sich? Warum sind sie so beliebt und verbreitet? Was erzählen diese kleinen Objekte aus Holz oder Kunststoff über ihre Besitzerinnen und Besitzer und ihre anscheinend doch spezielle Beziehung zu Singvögeln?

Eine volkskundliche Perspektive auf die Vogelhäuschen versteht diese als materielle Ausdrucksform einer kulturellen Praktik. Es geht nicht einfach nur um Körner und Nüsse für Meisen und Rotkehlchen, es geht um eine gestaltete Handlung, die auf kulturelle Ordnungen und Werthaltungen verweist.

Zunächst haben wir begonnen, die unterschiedlichsten Formen von Vogelhäuschen mit der Fotokamera zu dokumentieren. Dabei kamen wir immer wieder ins Gespräch mit Gartenbesitzerinnen und –besitzern und fragten nach den Vogelhäuschen, die wir über den Gartenzaun hinweg entdeckt hatten. Sie erzählten uns, warum sie Futterstellen oder Nistplätze gerade an diesem Ort platziert haben, dass besonders bunte oder ausgefallene Häuschen Geschenke waren oder Spontankäufe, oder sich mit den Vogelhäuschen besondere Geschichten verbanden: „Ich fand das einfach witzig, ein Campingwagen für die Spatzen. Wir sind ja im Urlaub auch immer mit dem Wohnwagen unterwegs.“[3] (Abb. 1). Aus den vielen Fotos konnten wir Typen von Vogelhäuschen klassifizieren, die im Folgenden genauer dargestellt werden.

Abb. 1 Nisthilfe in Form eines Miniatur-Campingwagens

Ein Haus für die Vögel – Formenvielfalt hinterm Gartenzaun

Vogelhäuschen sind weit verbreitet, es findet sich kaum ein Garten ohne Nist-

kästen oder Futterstellen. Diese für viele banalen Objekte sind aus einer alltagskulturellen kulturanthropologischen Perspektive hochinteressant, sind doch Dinge stets „Materialisierungen von Ideen, Handlungen und mentalen Prozessen."[4] Die Vielfalt der Formen von Vogelhäuschen zeigt auf ihre Popularität, sie eignen sich augenscheinlich als Ausdrucksmedium für bestimmte Einstellungen, als Markierungen des eigenen Gartens, die auf individuell gepflegte Lebensstile verweisen. Daher sei im Folgenden eine kleine Typologie von Vogelhäuschen vorgestellt, die wir im Rheinland gefunden haben.

Grundsätzlich rekurrieren fast alle aufgefundenen in Gärten angebotenen Futterspender auf die Grundform Haus: Boden, Wände mit Öffnungen („Fenster") oder eine tragende Ständerkonstruktion, ein Dach. Es finden sich sämtliche Dachformen, die in historischer wie gegenwärtiger Architektur im Hausbau verbreitet sind. Alle Elemente sind funktional: auf dem Boden wird das Futter ausgebracht, durch die seitlichen Öffnungen können die Vögel einfliegen, das Dach schützt das Futter vor Regen und Schnee. Futterhäuschen und Nistkästen können mit entsprechenden Konstruktionen frei stehen, auf oder an Gebäuden (oder einem Baum) montiert sein oder frei an Ästen hängen.

Um die große Formenvielfalt zu strukturieren, haben wir unterschiedliche Klassen von Futterspendern für Singvögel gebildet.

Der klassische Stil

Zahlreiche Vogelhäuschen stehen frei im Garten auf einer aus Birkenstämmen gebauten Unterkonstruktion. Drei längere Äste/Stämme werden zu einem dreibeinigen Ständer zusammengefügt, der das Haus trägt. Das Dach ist mit Teerpappe oder Stroh gedeckt, kann aber auch mit Blumen oder Rasen begrünt sein.

Abb. 2 „Klassisches" Vogelhaus im LVR-Freilichtmuseum Kommern

Der historisierende Stil

Vogelhäuser sind häufig historischen Hausformen nachempfunden. Authentizität spielt dabei allerdings keine große Rolle, das Vogelhaus soll aber bestimmte Assoziationen von „traditionell" hervorrufen. Häufig werden Bauernhausformen aufgegriffen (Abb. 3), aber auch städtische Bauweisen wie die bürgerliche Villa (Abb. 4). Das Beispiel der „alten Wassermühle" (Abb. 5) zeigt die Verbindung von historisierendem Baustil und der Aura des Selbstgemachten, die das Objekt besonders aufwertet. Hier ist sogar das Mühlrad funktionsfähig.

Abb. 3 Bauernhaus für Vögel

Abb. 5 Mühlen-Vogelhaus

Abb. 4 Vogelhäuser im Stil von Bürgerhäusern (Beispiel aus den USA)

Der landschaftliche Stil

Auch regionaltypische Bauweisen werden gerne verwendet. Besonders beliebt ist das „alpenländisch" wirkende Holzhaus. Abb. 6 zeigt ein solches „Bayernhaus". Der Besitzer erzählte, dass er es selbst gebaut hat, um ein Erinnerungsstück aus seiner Lieblings-Urlaubsregion im eigenen Garten zu haben.[5] Es gibt die Vogelhäuser in diesem Stil auch industriell oder handwerklich produziert im Handel zu kaufen.

Nicht nur die Alpenregion ist auf dem Vogelhausmarkt vertreten, auch andere Regionen werden in typischen Bauweisen repräsentiert: Norddeutschland mit dem Niederdeutschen Hallenhaus (Abb. 7), Sachsen-Thüringen mit dem Umgebindehaus (Abb. 8), Skandinavien mit farbigen Schwedenhäusern (Abb. 9). Auffällig ist bei den Beispielen des niederdeutschen Hallenhauses und des Umgebindehauses die korrekte Wiedergabe von speziellen Baudetails und den Proportionen. Das Hallenhaus ist strohgedeckt, die Fachwerkkonstruktion hier und die Ständerbauweise beim Umgebindehaus entsprechen den realen Vorbildern. Bei diesen Beispielen zeigen sich auch Überschneidungen der Kategorien: der landschaftliche Stil ist mit dem historisierenden Stil eng verbunden, eine klare Trennung ist schwierig.

Abb. 7 Niederdeutsches Hallen-Vogelhaus

Abb. 6 Alpenländisches Bauernhaus

Abb. 8 Umgebinde-Vogelhaus, Landesgartenschau in Löbau

Abb. 9 Schweden-Vogelhaus in blau

Der moderne Stil

Vogelhäuser werden auch nach ganz modernen architektonischen Vorbildern gebaut. Hierbei sind drei Untergruppen erkennbar. Zum einen werden Vogelhäuser in einem allgemeinen modernen Stil gebaut: schlicht, große Fensterflächen, gerade und klare Formen (Abb. 12). Zum anderen gibt es auch Vogelhäuser, die eine Kopie des Wohnhauses ihrer menschlichen Besitzer sind (Abb. 10). Die klare moderne Form lässt Reduktionen bis auf die Grundformen zu: In Abb. 11 besteht das Vogelhaus nur noch aus Wandfläche mit angedeutetem Dach.

Abb. 10 „Mein Haus und mein Vogelhaus?“

Abb. 11 Vogelhaus in reduzierten Formen

Abb. 12 Bauhaus für Vögel

Moderne Kunst

Es gibt wenige Beispiele, in denen Vogelhäuschen als Form oder Medium moderner Kunst genutzt werden. Das Beispiel aus Abb. 16 wurde für das Museum für moderne Kunst Wörlen (Passau) gestaltet und trägt den Titel „Die Verwirrung der Katze".

Abb. 13 Vogelhaus als Kunstwerk: Die Verwirrung der Katze

Vintage-Stil

Ähnlich wie bei Möbeln oder Kleidung ist der sogenannte „vintage"-Stil auch für die Ausstattung des Gartens beliebt. Alte Gegenstände, auf alt getrimmtes Holz, „edel" gerostete Metallteile – das lässt sich dekorativ auch den gefiederten Mitbewohnern anbieten (Abb. 14). Bei diesem Stil wird ebenso wie bei den folgenden „Funny-houses" deutlich, dass diese Objekte eine wichtige Funktion der Selbstdarstellung und der dekorativen Inszenierung des Gartens haben.

Abb. 14 Eine alte Schublade für die Vögel

Abb. 15 Ein buntes Angebot

„Funny Houses“

Es gibt unzählige Formen von Vogelhäuschen, die irgendwie „lustig” oder „komisch” sein sollen. Es sind Hausformen, die wie in einem Walt-Disney-Zeichentrickfilm verniedlicht sind, mit abgerundeten Formen, schrägen Wänden und bunten Farben (Abb. 15). Gerne werden diese mit Texten versehen wie „Katzen-Kino“ oder „Liebes-Nest“. Die Vogelhäuschen werden aber ebenfalls in nicht-Haus-Formen angeboten: auch Tierformen, Kaffeetassen oder Pilze sind beliebt. Mit Vogelhäusern lässt sich eine ganze Stadt nachbauen, mit Polizeistation, Postamt oder Bäckerei (Abb. 16). Dieser Typ der „Funny Houses“ scheint zurzeit sehr beliebt und wird als Massenprodukt in Bau- und Gartenmärkten sowie Supermärkten und Discountern angeboten (Abb. 17).

Abb. 16 Das könnte eine ganze Vogelhaus-Stadt werden

Abb. 17 Angebot von Vogelhäusern in einem Werbeprospekt

Do-it-yourself

Natürlich geht auch der Trend des Selbermachens, des do-it-yourself, nicht an den Vogelhäuschen vorbei. Wer nicht auf Massenware aus dem Supermarkt zurückgreifen möchte, kann aus einfachen Materialien und mit wenig Aufwand aus einem Milch- oder Saftkarton ein Vogelhaus bauen (Abb. 18). Bausätze und Bauanleitungen werden beispielsweise im Internet massenweise angeboten – eine google-Suche nach dem Stichwort „Vogelhaus selber bauen" ergab 413.000 Ergebnisse. Zum einen finden sich hier wiederum normierte Formen, andererseits sind der Fantasie keine Grenzen gesetzt, so dass Profi-Bauer im Vogelhaus-Bau ihre architektonischen Träume verwirklichen können, wie Abb. 6 zeigt.

Abb. 18 Milchkarton wird Vogelhaus

Oft lassen sich die verschiedenen Klassen nicht eindeutig voneinander abgrenzen: gerade die Häuser nach historischem Vorbild oder landschaftliche Hausformen sind oft selbstgebaut, bei den als Bausatz verkauften Futterhäuschen verschwimmt die Grenze zwischen do-it-yourself und fertig gekauft. Trotzdem zeigen diese Kategorisierungen mehrere Tendenzen:

Erstens, das Haus ist die verbreitetste Grundform. Es lässt sich durchaus die Frage stellen, warum eigentlich Wildvögeln, die ja in ihrem genetischen Code ein klares Programm zu bestimmten Formen des Nistens und Nestbaus haben, ein Haus, also eine menschliche Behausung angeboten wird? Zum einen ist es ein Ersatz: Natürliche Nisträume wie hohe Bäume, Hecken, Totholz, Mauernischen und Hohlräume in Gebäuden sind im städtischen Raum nur vereinzelt bis gar nicht vorhanden. Anstatt nun im eigenen Garten naturnahe Wildhecken anzulegen und den Rasen in eine Streuobstwiese umzuwandeln, werden Futterstellen und Nistkästen in Hausform aufgestellt. Zum anderen findet eine Vermenschlichung des Vogels statt: die natürliche Standorttreue von Singvögeln und ihre Nestbauaktivitäten werden als quasi-menschliche Beheimatungsformen interpretiert, ein Miniaturhaus als Angebot erscheint hier geradezu logisch.

Zweitens zeigten sich in den vielfältigen Formen der Vogelhäuser allgemeine Trends der Ästhetisierung, der kreativen Aneignung und Gestaltung des eigenen Lebensumfeldes. Das ist nicht mehr nur das Innen in der eigenen Wohnung, sondern immer mehr auch das Außen: Gartengestaltungen von bestimmten Pflanzordnungen, besonderer Möblierung, dem Einfügen von Dekorationselementen wie Rosenkugeln, Keramiktieren und Gartenzwergen bis hin zum durchstrukturierten Gartendesign. Auch diese Gestaltungen sind Moden unterworfen; von bestimmten Farbkombinationen in Gartenmöbeln, Pflanzen und Materialien, dem überall verbreiteten „vintage"-Stil, bis zu einer grundsätzlichen Renaissance von historischen oder historisierend gestalteten Gärten. Welche wirtschaftliche Bedeutung dieser ästhetisierende Umgang mit Garten und Natur hat, zeigt sich im Erfolg von Zeitschriften wie „Landlust" und ihren inzwischen unzähligen Nachfolgern.

Drittens sind die Vogelhäuschen ein Indikator für spezifische Vorstellungen von Natur und dem kulturellen Umgang mit dieser. Der Garten wird dabei zum Aushandlungsraum kultureller Ordnungen, Vögel zur exponierten Tierart, an und mit denen kulturelle Vorstellungen und Normen repräsentiert werden. Dieser Aspekt zeigt sich besonders in den Gesprächen mit Menschen, die in ihren Gärten Vogelhäuschen aufstellen oder –hängen. Bei diesen Gesprächen handelte es sich nicht um strukturierte Interviews, sondern um eruierende Gespräche, die sich durchaus als eine Art von unverfänglicher Unterhaltung am Gartenzaun mit interessierten Passanten gestalteten. Wir haben unser Interesse an dem jeweiligen Vogelhäuschen bekundet, um Erlaubnis gebeten, dieses fotografieren zu dürfen und in die-

sem Zusammenhang ein professionelles wissenschaftliches Interesse an Vogelhäusern deutlich gemacht. Die meisten Angesprochenen fanden dieses Interesse sofort nachvollziehbar und reagierten positiv mit großer Gesprächsbereitschaft. Ungefragt erzählten sie vom Erwerb ihres Vogelhäuschens, von Motivation und Praxis des Vogelfütterns, von den verschiedenen Singvögeln, die in ihrem Garten anzutreffen seien, von ihren Konzepten von naturnahem gärtnern, von Umweltschutz und Klimawandel.

In diesen Gesprächen wurden Konzepte von Natur und Kultur, Beziehungen zu Tieren und interessanterweise immer wieder Beurteilungen von als „richtig" oder „falsch" empfundenen Verhalten bei Mensch und Vogel thematisiert. Für viele Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner gab es richtiges und falsches Füttern, sowie gute und böse Vögel. Der in der Eingangssequenz beschriebene Nachbar, der die Papageien von der Futterstelle vertreibt, ist kein Einzelfall. Diesem Aspekt von moralischen Wertungen wollten wir vertieft nachgehen und nutzen zu den meist zufällig entstandenen Gesprächen einen Fragebogen, der zunächst probeweise im Kollegen- und Bekanntenkreis verteilt wurde. Die etwa 20 ausgefüllten Fragebögen bieten einen ersten Eindruck zur Praktik des Vogelfütterns und ihrer Bedeutung, zeigen aber auch die grundsätzliche Schwäche der Methode, mit geschlossenen Fragen zu arbeiten, wenn individuelle Einstellungen und kulturelle Konzepte eruiert werden sollen.[6]

Die grundsätzliche Frage, warum ausgerechnet die Vögel in Aushandlungsprozessen zur Definition von Kultur, Natur und Moral so bedeutsam erscheinen, klärt ein Blick in die Geschichte des Vogelschutzes.

Zum Umgang mit Singvögeln

Wilde Singvögel wurden in der Vergangenheit unterschiedlich bewertet und genutzt. Vogelfänger fingen sie ein, sie wurden in Käfigen gehalten, mit dünnen Ketten und Leinen um die Füße waren sie Spielzeug für Kinder oder wurden als Haustier gehalten. So zeigt das Gemälde „Der Distelfink" von Carel Fabricius aus dem Jahr 1654 ein Exemplar dieses bunten Vogels in Gefangenschaft (Abb. 19):

Abb. 19 Der Distelfink.
Gemälde von Carel Fabricius, 1654

der Distelfink sitzt auf einer Holzstange in einem angedeuteten Innenraum, eine dünne Kette um ein Bein hält ihn an seinem Platz. Es gibt mehrere Darstellungen des Christuskindes, in dem es mit einem Distelfinken spielt, diesen an einer Kette oder in der Hand hält (Abb. 20). Einerseits hat der Distelfink auf diesen Bildern natürlich eine religiös-symbolische Bedeutung: Einer Legende zufolge stammen seine roten Federn vom Blut, das Christus auf seinem Weg nach Golgatha von der dornengekrönten Stirn tropfte. Damit ist der Vogel als Begleiter des Christuskindes ein Verweis auf die Passion. Andererseits ist die Selbstverständlichkeit, mit der der Vogel mit Kette am Fuß dargestellt wird ein Hinweis auf eine verbreitete Praktik, Singvögel in dieser Weise als Kindespielzeug aufzufassen.

Abb. 20 Madonna del Cardellino. Gemälde von Raffael, um 1506

Singvögel waren nicht nur Kinderspielzeug, sie wurden auch in Volieren in Parks und adeligen Gartenanlagen gehalten. Sie gehörten zu den Elementen „wilder" Natur, die gezähmt und ästhetisiert zur Inszenierung von Natur in Gartenräumen dienten. Im frühen Bergbau wurden Finken als Gasindikatoren genutzt. Der Käfig mit Grün- oder Buntfinken wurde im Stollen auf den Boden gestellt. Wenn Grubengas austrat, das schwerer ist als Luft und sich daher zunächst am Boden sammelt, erstickten die Vögel. Natürlich wurden Singvögel auch gejagt und gegessen, das Jagen von Zugvögeln wird bis heute vor allem an der Mittelmeerküste noch praktiziert – in den europäischen Ländern ist der Vogelfang verboten. Auch im deutschsprachigen Raum war der Vogelfang mit Leimruten, Netzen und Fallen verbreitet. Ab etwa Mitte des 19. Jahrhunderts wird er zunehmend kritisiert, die sich herausbildende Umwelt- und Naturschutzbewegung, die ganz explizit den Vogelschutz zu ihrer Sache machte, führte zu gesetzlichen Vorschriften zum Vogelfang: Das Vogelschutzgesetz von 1908 listet eine Vielzahl von Jagdtechniken vom nächtlichen Abschießen, Betäubungsmittel in Lockfutter und dem Einsatz von geblendeten Lockvögeln auf, die verboten werden.[7] Massiv kritisiert wird nun auch die Nutzung von Vögeln (oder Vogelteilen) in der Modeindustrie: „Forschungsreisende wie Carl Georg Schillings (...) brachte(n)

tote Kreaturen und geschmückte Frauen in der Formel Vogelleichen auf Damenhüten in Zusammenhang mit primitiver Wildenrohheit (...) weshalb er denn auch die Verweigerung des Frauenwahlrechts bis zu dem Zeitpunkt gefordert haben soll, da die Vogelwelt aus der Frauenmode verschwunden sein würde."[8]

Mit der Vogelschutzbewegung beginnt auch der Einsatz von Nisthilfen und Futterhäuschen im Garten. Während die Nisthilfen sich in ihrer Form an tatsächlichem Verhalten und Bedürfnissen einzelner Vogelarten orientierten, d. h. funktional gestaltet waren,[9] waren Futterhäuschen schon früh in unterschiedlichsten Formen zu finden, wobei eben das Haus als Grundform besonders beliebt war.

Friedemann Schmoll zeigt in seinem Beitrag „Vogelleichen auf Frauenköpfen", warum ausgerechnet Singvögel im 19. Jahrhundert zum „Projektionsfeld für kulturelle Werte und Bedeutungen"[10] werden: Ihre Lebensweise macht sie auch im städtischen Raum zu gut beobachtbaren Tieren, so dass über eine Praxis der Wissensgenerierung emotionale Nähe und ästhetisches Vergnügen entwickelt werden kann. Singvögel sind vor allem nach dem Verbot ihres Fangens zum Verzehr kaum ökonomisch nutzbar, sie sind damit offen für andere kulturelle Zuschreibungen. In der Beobachtung von Nahrungsaufnahme, Brutpflege, Balzverhalten und Fortpflanzung lassen sich Parallelen zur bürgerlichen Gesellschaft ziehen: Sie scheinen monogam, das Geschlechterverhalten entspricht mit den meist bunteren, den offensiv balzenden und singenden männlichen Vögeln und den unscheinbareren Weibchen einer bürgerlichen Vorstellung von Geschlechterrollen, die der Frau die häusliche Sphäre und dem Mann die Öffentlichkeit zuweist. Während der Brutpflege erscheinen Singvögel als Idealbild der elterlichen Fürsorge, schon der Bau des Nestes wird in zahlreichen Romanen, Gedichten und Liedern des 19. Jahrhunderts metaphorisch auf die Gründung eines bürgerlichen Hausstandes bezogen. Singvögel ernähren sich auf „manierliche" Weise, sie baden und betreiben exzessive Gefiederpflege. Bürgerliche Werte wie Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit und Nützlichkeit lassen sich auf ihr Verhalten übertragen. Vögel sind also geradezu ein Idealbild des Bürgerlichen.[11] Aber natürlich nicht alle Vögel, wie wir noch sehen werden.

Aus dem in bürgerlichem Ethos wurzelnden Vogelschutz des späten 19. Jahrhunderts entwickelte sich nicht nur die gesamte Natur- und Heimatschutzbewegung des frühen 20. Jahrhunderts, Singvögel blieben bis heute zentrale Symboltiere des Naturschutzes, auch wenn inzwischen bekannt ist, dass die angebliche Monogamie der Singvögel ein schöner Mythos ist und es vor allem die weiblichen Tiere sind, die Fortpflanzungsentscheidungen treffen. Seit 1971 kürt der Naturschutzbund Deutschland (NABU) alljährlich den Vogel des Jahres, um mit großer öffentlicher Wirkung auf Bedrohungen und Artenrückgang hinzuweisen.[12] *Birdwatching*,

das seit Anfang des 20. Jahrhunderts in Großbritannien verbreitete kollektive Zählen von Vögeln, ist inzwischen auch in Deutschland als „Stunde der Wintervögel" bekannt.[13] Das Beobachten von Singvögeln im eigenen Garten ist eine populäre Form zur Herstellung und Vermittlung von Wissen über die Natur. Dabei spielt die Futterstelle eine besondere Rolle, lassen sich doch hier regelmäßig verschiedene Singvogelarten (und auch andere Tiere) beobachten. Heimische Singvögel gelten als sensible Indikatoren für Veränderungen der Umwelt. Die Sicherung ihrer Habitate ist inzwischen relevantes Argument im Kontext von Bauvorhaben. Sie werden als „niedlich" und „interessant" empfunden, ihr Gesang als angenehm und ihre Anwesenheit im eigenen Garten als Erfolg für eine naturnahe Gestaltung, sowie als positiv für eine biologische Schädlingsbekämpfung. Kein Wunder also, dass sie von Gartenbesitzerinnen und –besitzern gefüttert, ihnen Wasser- und Badestellen sowie Nistgelegenheiten angeboten werden.

Moralisches im Garten

Unter Experten ist es durchaus umstritten, ob das Füttern von Wildvögeln notwendig ist oder nicht. Medial wird jedes Jahr aufs Neue diskutiert, ob nur im Winter gefüttert werden soll oder auch im Sommer, ob nur bei geschlossener Schneedecke und länger anhaltendem Frost oder auch während der Brutperiode. Die eigene Praxis des Fütterns von Vögeln wird häufig von Hinweisen auf Autoritäten legitimiert: Man habe im Radio gehört oder in der Zeitung gelesen, dass gefüttert oder nicht gefüttert werden soll, angeführt werden Umweltschutzorganisationen wie NABU oder BUND. Häufig betonen die Gesprächspartner, dass sie das Füttern von Vögeln als Form des Naturschutzes betrachten. Ein zweites Argument ist ein Bildungsanspruch: Durch das Füttern kann man Vögel beobachten, dadurch etwas über ihr Verhalten, ihre Lebenswelt und die lokale Umwelt lernen. Der NABU bietet für diesen Bildungsanspruch gezielt beispielsweise Bausätze, Literatur und sonstige Informationen für Kinder an,[14] ebenso gibt es unzählige Zeitschriften und Bücher über heimische Singvögel.

Vogelhäuser lassen sich damit als materielle Repräsentationen eines Wunsches, Natur zu schützen und Wissen über die lokale (und globale) Umwelt zu erhalten, lesen. Dieser Umgang mit Singvögeln soll ökologisches Bewusstsein wecken und entsprechendes Verhalten hervorrufen, also „richtiges" oder „gutes" Verhalten in Bezug auf Umweltschutz. Natürliche Ressourcen und Naturschutz stehen auch im Mittelpunkt einer vogelfreundlichen Gartengestaltung: Der Anbau bestimmter Pflanzen, beispielsweise heimischer Heckengehölze oder alter Obstsorten um Singvögeln Lebensraum zu bieten, gilt als naturfreundliche Gartengestaltung, Ziel ist ein ökologisch bearbeiteter Garten, der zum Habitat bedrohter Arten werden kann. Selbst das Vogelhaus aus dem Supermarkt kann hier als Argument für ein Naturbewusstsein gedeutet werden.

Um moralisches Verhalten geht es

aber nicht nur bei den menschlichen Akteurinnen und Akteuren im Garten, sondern auch bei den Vögeln.

Bei den meisten „Gesprächen am Gartenzaun" erzählten die Befragten, welche Vogelarten sie in ihrem Vogelhaus füttern oder für wen sie Nisthilfen anbringen. Genannt wurden Amseln, Meisen, verschiedene Finkenarten, Rotkehlchen, Zaunkönig, Specht, Kleiber und Sperling. Auch in dem Fragebogen haben wir die Vogelarten, die gefüttert werden sollen, abgefragt, das Ergebnis war weitgehend übereinstimmend. Übereinstimmend waren auch die Vogelarten, die aus dem Garten und vom Futterplatz vertrieben werden: Krähen, Elstern und Tauben. Bei den eingangs genannten Halsbandsittichen, die sich seit einigen Jahren im Rheinland ausbreiten, gab es unterschiedliche Bewertungen: Einige Gesprächspartner haben die zugewanderten Exoten in ihre Futterspende integriert, andere sehen sie als invasive Art, vor der die heimischen Singvögel geschützt werden müssen. Interessant sind die Narrativen, die um die „unerwünschten" Vögel erzählt und mit denen ihr Vertreiben und ihre Ablehnung legitimiert werden.

Tauben vermehren sich gerade im städtischen Raum rasant, sie gelten als schmutzig, mit Parasiten behaftet und als Verbreiter von Krankheiten. Elstern und Krähen sind Nesträuber, die die Gelege kleinerer Vögel zerstören und Eier sowie Jungvögel fressen. Sie werden als laut, frech, gewalttätig und insbesondere die Elster als „Diebe" bezeichnet. Das Töten von Jungvögeln aber wird hochgradig moralisch bewertet, nicht als natürliche Nahrungsgewohnheit, sondern als Mord an einem hilflosen Wesen.

Ambivalent wird der Eichelhäher bewertet: Auch er ist als Krähenvogel ein Nesträuber, ist aber gleichzeitig sehr scheu und in städtischen Gärten relativ selten zu sehen. Somit wird der Eichelhäher gerade im Winter am Futterhaus häufig geduldet, sein Besuch im Vogelhäuschen wird aufgrund seiner Seltenheit zu einem besonderen Ereignis. Viele Gesprächspartner fanden den Eichelhäher zudem wegen seiner auffälligen Farbigkeit besonders schön. Gleiches gilt für den ebenfalls ambivalent bewerteten Halsbandsittich, der von einigen negativ als fremd invasive Art, von anderen als Exot und Besonderheit bewertet wird. Auffällig sind die Zuschreibungen in den Narrativen, in denen Stereotype vom „gefährlichen Fremden" aufgenommen und reproduziert werden: So nannte ein Gesprächspartner das Nehmen des Vogelfutters „stehlen" – es sei schließlich für die anderen, die heimischen Vögel ausgestreut worden.[15]

Es wird deutlich, dass moralische Kategorien, die bürgerliche Ordnungen repräsentieren, für die Klassifikation und Beurteilung von Vogelverhalten herangezogen werden. Sauberkeit und Ordnung, Ruhe und Verläßlichkeit, Nützlichkeit und Fürsorglichkeit gelten als Tugenden der bevorzugten Vogelarten, die abgelehnten

Vogelarten werden mit Schmutz, Gefährdung, Gewalt und Verstößen gegen die gesetzten Ordnungen assoziiert. Hinzu kommt das Auftreten in größeren Gruppen.

Dass sich diese moralischen Bewertungen von Vogelarten wandeln, zeigt das Beispiel des Sperlings. Galt dieser bis Mitte des 20. Jahrhunderts gerade im ländlichen Raum klar als Schädling, wird er, seitdem die Bestände deutlich zurückgegangen sind und der Spatz, der als Kulturfolger weltweit verbreitet ist, tatsächlich selten geworden und in manchen Regionen vom Aussterben bedroht ist, inzwischen wieder wertgeschätzt.

Warum es sich lohnt, über Vogelhäuser nachzudenken – ein Fazit

Vogelhäuser sind nicht einfach nur dekorative Elemente der Gartengestaltung oder Alltagsgegenstände ohne große Bedeutung. Sie sind Materialisierungen kultureller Ordnungen in einem sensiblen Grenzraum zwischen Natur und Kultur, zwischen Innen und Außen, öffentlichem und privatem Raum. In ihnen repräsentieren sich Vorstellungen von „gutem", nachhaltigen und naturnahem Gärtnern und allgemein einem ökologisch bewussten Verhalten. Vogelhäuser können zur Umweltbildung eingesetzt werden und Wissen über Ökologie und Umwelt vergrößern und vermitteln. Damit sind sie Objekte, an und mit denen kulturelle Werte und Ordnungen ausgehandelt und repräsentiert werden. Sie sind kulturelle Objekte, die in natürliche Kontexte eingebracht werden, die Natur kulturalisieren. In diesem Prozess werden Vögel in kulturelle Ordnungen integriert, nach kulturellen Wertmaßstäben beurteilt und kategorisiert, dabei angeeignet und ästhetisiert. Die Praktiken und Narrativen dieses Umgangs mit Singvögeln geben Einblicke in alltagskulturelle Konzepte von Natur und Kultur als zentrales kulturelles Ordnungssystem.

Anmerkungen

1 Glaser, Hermann: Schreber- und Nutzgarten. Das Nützliche und das Schöne. In: Hans Sarkowicz (Hrsg.): Die Geschichte der Gärten und Parks. Frankfurt a.M. 1998, S. 277-289. Van Dülmen, Andrea: Das irdische Paradies. Bürgerliche Gartenkultur der Goethe-Zeit. Köln 1999

2 Vgl. Giulia Fanton: Gartenfeste. (https://gartenkultur.files.wordpress.com/2016/08/feste-giulia-fanton.pdf, zuletzt abgerufen am 13.07.2017)

3 Aus einem „Gespräch am Gartenzaun", Juni 2017.

4 Korff: Alltagsdinge (2005), S. 31. Korff, Gottfried: Sieben Fragen zu den Alltagsdingen. In: Gudrun M. König (Hrsg.): Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur. Tübingen 2005, S. 29-42.

5 Aus einem „Gespräch am Gartenzaun", April 2017.

6 Vgl. hierzu methodisch: Rolf-Wilhelm Brednich: Quellen und Methoden. In: Ders. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3. Aufl., Berlin 2001. S. 77-100.

7 Scan des Reichsgesetzblattes vom 30.05.1908 unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Vogelschutzgesetz-RGBl.1908,314-315.png (zuletzt abgerufen am 13.07.2016).

8 Friedemann Schmoll: Vogelleichen auf Frauenköpfen. Zur symbolischen Organisation von Naturbeziehungen in modernen Gesellschaften. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 44 (1999), S. 155-169, hier S. 156.

9 Die ersten auch maschinell hergestellten Nisthilfen gehen auf die Nisthöhlen des Ornithologen Hans Freiherr von Berlepsch (1857-1933) zurück, der diese für Höhlenbrüter nach dem Vorbild von Spechthöhlen aus Baumstämmen fertigte. (Vgl. http://www.nistkastenmuseum.de/Geschichte/geschichte.html, zuletzt abgerufen am 13.07.2017).

10 Schmoll (1999), wie Anm. 8, S. 167.

11 Vgl. auch ders.: Kulinarische Moral, Vogelliebe und Naturbewahrung. Zur klassifikatorischen Ordnung von Natur um 1900, in: Rolf Wilhelm Brednich / Annette Schneider / Ute Werner (Hg.): Natur-Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt, Münster 2001, S. 213-228.

12 Vgl. https://www.nabu.de/tiere-und-pflanzen/aktionen-und-projekte/vogel-des-jahres/index.html (zuletzt abgerufen am 13.08.2018)

13 Die Stunde der Wintervögel wird ebenfalls vom NABU seit 2011 organisiert und durchgeführt. (Vgl. http://www.stunde-der-wintervoegel.de/, zuletzt abgerufen am 13.08.2018).

14 Vgl. die online-Präsentationen, z. B. https://www.nabu-shop.de/kinder-jugendliche.html (zuletzt abgerufen am 13.08.2018).

15 Vgl. Friedemann Schmoll: „Multikulti im Tierreich". Über das Fremde in der Natur, Globalisierung und Ökologie, in: Zeitschrift für Volkskunde 99 (2003), S. 51-64.

Bäume · Menschen · Sägen

Zur Konzeption eines Forstfilms zwischen musealer Handwerksdokumentation und kulturanthropologischem Film

von Andrea Graf

Ehrenamt im Museum

Vor allem aus Interesse an der Vorführung von Gatter- und Bandsäge aus den 1930er Jahren kommen jährlich bis zu 800 Menschen in das kleine Museumssägewerk am Waldrand in Stolberg-Zweifall. Das Museum entstand auf Initiative Zweifaller Bürger, die ein Sägegatter aus einer Betriebsaufgabe vor der Verschrottung bewahren wollten und 2008 einen Förderverein gründeten. Mit Unterstützung des Regionalforstamtes Rureifel-Jülicher Börde im Landesbetrieb Wald und Holz NRW und dessen Mitarbeitern am Forsthaus Zweifall konnte in Eigenleistung ein Museumsgebäude gebaut werden, um die historische Sägetechnik der Öffentlichkeit zu präsentieren. Im Museum werden Handwerkstechniken gezeigt, die im aktuellen Wirtschaftsleben und im Lebenszusammenhang der jüngeren Besucher, hier besonders Schulklassen, die den angrenzenden Waldlehrpfad besuchen, nicht mehr präsent sind.[1]

Für die sichere Bedienung der historischen Gattersäge müssen gleichzeitig drei Personen aus dem Kreis der ehrenamtlichen Maschinenvorführer anwesend sein, was den Verein vor personelle Herausforderungen stellt.

Von den aktuell im Förderverein engagierten Personen hat keine eine Ausbildung als Sägewerker oder Holzbearbeitungsmechaniker und könnte ein Expertenwissen an Nachfolger*innen weitergeben.[2] Alle sind angelernt und sammeln ihre eigenen Erfahrungen erst über den Umgang mit den Sägen. Die Motivation der aktiven Maschinenvorführer resultiert aus ihrer Technikbegeisterung sowie dem Selbstverständnis, eine für die Region wirtschaftlich prägende Handwerkstradition zu bewahren, welche sich in der Gattersäge materialisiert.

Blick auf das Museumssägewerk, Stolberg-Zweifall

Im Museum. Maschinenvorführer an der Gattersäge

Eine Medienstation entsteht

Um den Besucherinnen und Besuchern des Museums die Technik des Sägens auch außerhalb der monatlich stattfindenden Sägevorführungen veranschaulichen zu können, übernimmt ab September 2018 pünktlich zum zehnjährigen Bestehen des Museums das Medium Film diese Aufgabe. Möglich machen das Mittel aus der Regionalen Kulturförderung des Landschaftsverbandes Rheinland, deren „Unterstützung […] dazu [dient], die Vielfalt und Nachhaltigkeit des kulturellen Angebotes im Rheinland zu stärken und zu bewahren sowie weithin wahrnehmbar und erlebbar zu machen".[3]

Vor diesem Hintergrund, der eine Unterstützung ehrenamtlich und lokal tätiger Initiativen ermöglicht, entwickelten die Fachwissenschaftler/rinnen der Abteilung Volkskunde im LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte (LVR-ILR) gemeinsam mit dem Vorstand des Fördervereins des Museumssägewerks am Forsthaus Zweifall das Konzept für eine Medienstation im Museum. Technisch realisiert wird das Projekt vom LVR-Zentrum für Medien und Bildung in Düsseldorf. Die Inhalte im Ausstellungsraum ergänzend, werden dann insgesamt acht Kurzfilme vor Ort anschaubar sein. Neben den fünf neuproduzierten Filmen sind auch bis zu drei wechselnde Kurzfassungen von älteren Filmproduktionen entstanden, die zwischen 1976 und 1989 zu verschiedenen Themen der Holzverarbeitung im Rheinland gedreht wurden.

Plakat des Films Bäume · Menschen · Sägen. Arbeitswelt Forst

Filmschaffen im LVR-ILR

Das inhaltliche Konzept für die aktuellen Filmproduktionen geht dabei allerdings deutlich über eine reine Dokumentation der Arbeitsschritte im Umgang mit Gatter- und Bandsäge hinaus, wie diese

von den Vorgängerinstitutionen des LVR-ILR seit den 1960er Jahren als volkskundliche Filmdokumentationen neben den Themen Brauch und ländliche Arbeit auch zum Thema altes Handwerk im Rheinland vielfach gedreht wurden. Denn das Medium Film ermöglicht es, die zu erzählende Geschichte umfangreicher zu gestalten und neben der Darstellung von Abläufen auch die Akteur*innen mit ihren Wissensbeständen und subjektiven Deutungen im Film Raum zu geben.

Für das Filmemachen im LVR-ILR hatte dieser neue Blick auf das, was ein ethnographischer Film leisten soll, seit Mitte der 1980er Jahre auch inhaltliche Konsequenzen, indem man sich von einer detaillierten Dokumentation, oft auch Inszenierung und Rekonstruktion, vergangener Techniken abwendete, sich dafür jedoch mit aktuellen Themen komplexer auseinandersetzte. Durch den mikroperspektivischen Zugang können auch gesamtgesellschaftliche Wandlungsprozesse greifbar gemacht werden, da sie sich in den lokalen alltäglichen Handlungspraktiken widerspiegeln. Die Vorstellungswelten sowie Handlungsmotivationen der Akteur*innen werden im Film von diesen möglichst selbst verbalisiert.[5]

Arbeitswelt Forst

Zum Thema Forst ist neben den fünf Kurzfilmen für die Präsentation im Museum auch eine längere Filmdokumentation mit dem Titel „Bäume · Menschen · Sägen. Arbeitswelt Forst“ entstanden.[6] Der Ansatz der Dokumentation fokussiert nicht allein das Sägehandwerk und seine Techniken als immaterielles kulturelles Erbe, sondern fasst das Thema größer. Das Museumssägewerk Zweifall dient hier als Ausgangspunkt für eine Erzählung über die Bedeutung der Holzproduktion und –verarbeitung rund um Stolberg und deren Wandel.

Zentral stehen die unterschiedlichen Akteur*innen vor Ort und deren subjektive Sicht auf ihre Berufe, ihr Handlungswissen, ihre Motivation sowie die Region.[7]

Neben den Mitarbeiter*innen aus dem Regionalforstamt Rureifel-Jülicher Börde am Forsthaus Zweifall: dem Förster, dem Forstwirtschaftsmeister und Ausbildungsleiter sowie Auszubildenden zum Forstwirt sind das die ehrenamtlichen Maschinenvorführer und Mitglieder des Museumsfördervereins sowie Mitarbeiter*innen aus zwei produzierenden Sägewerken in der Region.

Historische Arbeitsgeräte. Handsäge, Axt, Sägeblatt

Der Einbezug aktueller Holzproduktionsstätten und Sägewerke als zusätzliche Drehorte dient der Kontextualisierung des im Museum künstlich vorgeführten Arbeitsprozesses und ist ebenso notwendig wie die historische und regionale Verortung der Holzproduktion.

Geschichte der Holzproduktion um Stolberg

Für die Region um Stolberg, nah dem Hürtgenwald, hatte die Holzproduktion und -verarbeitung jahrhundertelang eine große wirtschaftliche Bedeutung. Holz war der hauptsächliche Energielieferant für die Eisenverhüttung, wie sie in Zweifall seit dem 14. Jahrhundert ansässig war, und auch die heute vom Stadtmarketing verwendete Bezeichnung Stolbergs als Kupferstadt weist auf die dort ansässige Messingproduktion hin. Zur Verhüttung des Eisenerzes sowie Schmelzen des Kupfers wurden hohe Temperaturen benötigt, die durch den Einsatz von Holzkohle, gewonnen aus Buchenholz, erzielt wurden.

Die Holzkohle wurde in Kohlemeilern hergestellt, für die die waldreiche Umgebung Zweifalls genügend Nachschub lieferte. Noch heute sind die Meilerplätze, wie auf dem Waldlehrpfad am Forsthaus Zweifall, erkennbar. So waren es der Wald und das Holz, welche die lokale Bevölkerung ernährten: „Die Wälder setzten das ganze Dorf in Arbeit und Nahrung".[8] Spätestens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Zeit der Eisenverhüttung in Zweifall beendet. An Holzkohle aus Buchenholz als teurem Brennstoff herrschte Nachschubmangel durch den Raubbau am Wald, der zwar unter Strafe stand, trotzdem jedoch voranschritt. Neue Techniken in der Eisenverhüttung entwickelten sich, die kostengünstigere Steinkohle wurde eingeführt, aber durch den fehlenden Eisenbahnanschluss zum Warentransport konnten die örtlichen Betriebe mit der Entwicklung nicht mithalten.[9]

Da die Wiederaufforstung der gerodeten Buchenwälder mit schnellwachsendem und in Bezug auf die Bodenbeschaffenheit anspruchsloserem Fichtenholz geschehen war, gab es bei dessen Erntereife ca. 70 Jahre später zeitweise bis zu 10 Sägewerke vor Ort, die mit Wasser-, Dampfkraft und später Strom betrieben wurden. Bei der Wiederaufforstung spielte im 19. Jahrhundert der preußische Staat eine bedeutende und bis heute in der Kulturlandschaft ablesbare Rolle.[10] Nachdem die Rheinprovinz nach 1815 Preußen zugeschlagen wurde, setzte eine großflächige Wiederaufforstung mit Fichte ein, die seitdem auch als „Preußenbaum" bekannt ist.[11] Bereits hier wurde der Grundstein für die weitverbreiteten Fichten-Monokulturen in Nordrhein-Westfalen gelegt. Als Folge der großflächigen Zerstörung des Waldes in der Region Zweifall im Zweiten Weltkrieg, besonders durch die Schlacht im Hürtgenwald, lassen die Sägewerke bis heute vor der Verarbeitung das Holz in einem Splittersuchgerät überprüfen, da sich in älteren Baumbeständen häufig Granatsplitter befinden, die die Sägeblätter zerstören.

Auf die Kriegsschäden im Wald wurde wiederum mit der Aufforstung primär mit Fichten reagiert. Dies hatte mit dem geringeren Aufwand bei der Beschaffung des Saatguts und dem schnellen Wachstum der Nadelbäume zu tun. Rund 50 Millionen Bäume mussten zur Wiederbewaldung gepflanzt werden.[12] Die Fichte stellt bis heute mit 98 Millionen m^3 den größten Holzvorrat in Nordrhein-Westfalen und gilt auch in ganz Deutschland weiterhin als wichtigste Wirtschaftsbaumart.[13]

Der Umgang mit dem Wald und auch das Verständnis, welches für den Wald als Naturraum geweckt werden soll, hat sich verändert: Nachhaltigkeit im Sinne einer ressourcenschonenden Bewirtschaftung steht an erster Stelle. Von den Forstwirten wird der Wald mittelfristig zu einem Mischwald umgebaut, indem gezielt Laubbaumnester gepflanzt und Naturwaldzellen eingerichtet werden. Wald muss zwar produktiv und wirtschaftlich bleiben, aber auch seine umweltbezogenen und gesellschaftlichen Funktionen erfüllen können, „denn der Wald gehört uns allen".[14] Vom Bewusstsein für den Wald und der Arbeit mit und in diesem handelt der Film. Sehen Sie selbst.

Anmerkungen

1 Internetpräsenz des Museumssägewerks Zweifall. Online unter: http://www.museumssägewerk-zweifall.de/ (Stand 9.08.2018).

2 Hier unterscheidet sich der Einsatz der filmischen Handwerksdokumentationen von der Verwendung im Freilichtmuseum Hagen, wo die Filme auch Museumspersonal anlernen sollen. Vgl. Maubach, Lisa: Handwerkswissen dokumentieren, bewahren und vermitteln. Audiovisuelle Dokumentationen zu Arbeitsprozessen in den Vorführbetrieben des LWL-Freilichtmuseums Hagen. In: LWL-Freilichtmuseum Hagen (Hrsg.): Fokus Handwerk. Aktuelle Perspektiven einer interdisziplinären Handwerksforschung. Hagen 2016, S. 118-129; Hänel, Dagmar/Maubach, Lisa: Weiß das nicht youtube? Überlegungen zur Rolle von Film als Wissensmedium. In: Freilichtmuseum Hessenpark (Hrsg.): Handwerken. Vom Wissen zum Werk. Hanau 2016, S. 247-262.

3 Förderungsmöglichkeiten über den Landschaftsverband Rheinland. Online unter: https://www.lvr.de/de/nav_main/kultur/berdasdezernat_1/frderungen/frderungen_1.jsp (Stand 9.08.2018).

4 Vgl. Bauer, Katrin/Graf, Andrea: Wenn das Rheinland dokumentiert wird. Filmarbeit im LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte. In: Dies. (Hg.): Raumbilder – Raumklänge. Zur Aushandlung von Räumen in audio-visuellen Medien, im Erscheinen.

5 Vgl. Bauer, Katrin/Graf, Andrea: Von „Bauernwerk" und „Volksbrauch" zu Menschen im Mittelpunkt. Filmische Alltagsdokumentation einer volkskundlichen Landesstelle. In: Kulturen, 2/2016, Themenheft Film und audio-visuelle Anthropologie, S. 91-101.

6 „Bäume · Menschen · Sägen. Arbeitswelt Forst". Buch und Regie: Andrea Graf, Stolberg-Zweifall/Würselen 2017/18.

7 Die Projektbeteiligten gehören dem Förderverein Museumssägewerk Zweifall e.V., dem Landesbetrieb Wald und Holz NRW, Regionalforstamt Rureifel-Jülicher Börde, der Jakob Krings Sägewerk und Holzhandlung GmbH und Co. KG sowie Sägewerk und Holzhandel Eigelshoven, Gebr. Eigelshoven GmbH und Co. KG an.

8 Bendel, Johann: Das Dorf Zweifall im Vichttale. Nachdruck der ersten Auflage 1922, herausgegeben von Albert Willems, Zweifall 2013, S. 2.
9 Vgl. ebd. S. 152f.
10 Vgl. „Wegeabschnitt am Dreiländereck bei Aachen". In: KuLaDig, Kultur.Landschaft.Digital. Online unter: https://www.kuladig.de/Objektansicht/O-102934-20140909-2 (Stand 9.08.2018).
11 Vgl. Forstverein Rheinland Pfalz/Saarland e.V.: Art. Die Fichte - vom „ungeliebten Preußenbaum zum Brotbaum". Online unter: https://www.forstverein.de/fvrp-s/aktuelles-termine/rps-news-detail/news/detail/News/die-fichte-vom-ungeliebten-preussenbaum-zum-brotbaum.html (Stand 9.08.2018).
12 Vgl. Informationsflyer Regionalforstamt Rureifel-Jülicher Börde. Für den Wald unserer Zukunft. Herausgeber Landesbetrieb Wald und Holz NRW, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, Münster Dez. 2010.
13 Vgl. Wald und Holz NRW (Hrsg.): Die Wälder Nordrhein-Westfalens im Blick. Ergebnisse der landesweiten Waldinventur 2014, S. 32.
14 Interview mit Uwe Melchior, Förster FBB-Stolberg-Zweifall.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm?!

Weitergabe von Dialekt in Familien aus Erftstadt-Erp

von Charlotte Rein

In vielen Untersuchungen der Sprachabteilung des ILR wurde in den vergangenen Jahren eine aktuelle Entwicklung immer wieder ganz deutlich: Junge Menschen im Rheinland sprechen anders als noch ihre Eltern und Großeltern. Sie erlernen die ortsüblichen Dialekte nicht mehr; ihre Alltagssprache, der Regiolekt, ist zumeist durch weniger dialektale Laute, Wörter und Redewendungen geprägt, als dies in den Vorgängergenerationen der Fall war. Und auch wenn sie in offiziellen Situationen Hochdeutsch sprechen, wie beispielsweise bei einem Vorstellungsgespräch oder bei einem Behördengang, klingt es häufig anders als bei ihren Eltern.

Zur Erklärung dieser Entwicklung gibt es unterschiedliche Gründe. So hat sich das Leben im Rheinland insbesondere in kleineren Orten in den vergangenen Jahrzehnten stark gewandelt: Statt in eigenen (landwirtschaftlichen) Betrieben arbeiten viele Bewohner als Angestellte in umliegenden größeren Städten oder Gemeinden und pendeln vom Wohnort zum Arbeitsplatz; generell hat die Mobilität durch den Besitz eines eigenen Autos und durch den Ausbau des ÖPNVs stark zugenommen. So können beispielsweise auch Freizeitangebote in der näheren und weiteren Umgebung gut wahrgenommen werden. Daneben steht ein zunehmend anwachsendes Medienangebot: Zahlreiche Fernsehsender werden in fast jedem Haushalt empfangen, das Internet bietet darüber hinaus ein vielfältiges Informations- und Unterhaltungsangebot. Diese Möglichkeiten stellen eine Konkurrenz zu Abenden in den (immer weniger werdenden) dörflichen Gastwirtschaften oder der Vereinsarbeit am Feierabend dar. Auch die Struktur der Orte selbst entwickelt sich weiter. So wurden und werden Neubaugebiete erschlossen, die neuen Bürger stammen aus ganz verschiedenen Gegenden. Konträr dazu nimmt das Versorgungsangebot innerhalb der Ortskerne häufig ab, statt kleiner Supermärkte im Dorf sind zunehmend große Einkaufszentren außerhalb zu finden, die den Bedarf mehrerer Ortschaften abdecken.

All diese Entwicklungen haben eine Gemeinsamkeit: Sie führen im Alltagsleben der Menschen zu einer großen Präsenz des Hochdeutschen. Sei es, weil sie durch die Medien (Fernsehen, Internet,

aber natürlich auch Zeitung und Radio) vermittelt wird oder weil an einem Ort (Arbeitsplatz, Freizeitaktivitäten, Einkaufszentrum) viele Sprecher zusammentreffen, die sich untereinander meist nicht kennen und die deshalb das Hochdeutsche (bzw. eine daran angelehnte Variante des Regiolekts) als gemeinsames Kommunikationsmittel wählen.

Aus sprachwissenschaftlicher Sicht kommt ein weiterer Punkt dazu: die Abwertung des Dialekts. Viele der Sprecher (gerade im ripuarischen Rheinland um Köln und Bonn), die heute der Eltern- bzw. Großelterngeneration angehören, haben als Muttersprache noch das örtliche Platt erlernt. Für sie bestand häufig die erste Hürde in ihrem jungen Leben darin, in der ersten Klasse das Hochdeutsche zu lernen – parallel als neue Sprechsprache und als Schriftsprache! Dass dies im Nachhinein von vielen Sprechern mit dem Erlernen einer Fremdsprache gleichgesetzt und als große Herausforderung beschrieben wird, ist nicht verwunderlich. Für viele dieser Kinder wurde eine Zweiteilung ihres Sprachgebrauchs üblich: in der Schule Hochdeutsch, in der Familie Dialekt. Doch in der Mitte des 20. Jahrhunderts erfahren die Dialekte zunehmend eine solch drastische Herabwürdigung als Sprache der Ungebildeten und der sozialen Unterschicht, dass Eltern, die mit ihren Kindern Dialekt sprachen, sich scheuten, dies auch in der Öffentlichkeit zu tun. Dies schildert Karl Frings aus dem Dorf Erp, einem Ortsteil der Stadt Erftstadt, einem Wissenschaftler der Universität Bonn in den 1970er Jahren sehr eindrücklich: „Sie glauben gar nisch wie schwierig es is oder wie schwer es is, mit den Kindern oder – dass wir jetz unternander Hochdeutsch spreschen sollen. Verstehen Sie? Also wir sitzen jetz im Abteil [eines Zuges; C. R.], ja, da sitzen dann noch fremde Leute, ja, die mit uns doch jar nichts zu tun ham. Aber es is doch wirklisch schwer, fällt uns wirklisch schwer, jetz irgendwie Hochdeutsch zu spreschen."

Als Konsequenz dieser Abwertung des Dialektes und der Schwierigkeiten beim Erlernen des Hochdeutschen als ‚neuen Sprache' in der Grundschule gehen Ende der 1960er Jahre viele rheinische Eltern dazu über, mit ihren Kindern statt des ortsüblichen Platts nur noch Regiolekt bzw. (rheinisches) Hochdeutsch zu

Kirche und Kriegerdenkmal in Erp

sprechen – auch im familiären Alltag. Diese Veränderung im Sprachgebrauch der Familien führt dann zu den eingangs geschilderten Beobachtungen der vergangenen Jahrzehnte: Kinder sprechen anders als ihre Eltern. Aber was genau heißt *anders*? Um diese Frage für einige Familien genauer beantworten zu können, bietet sich ein Blick in das Dorf Erp, einen etwa 25 km südwestlich von Köln gelegenen Ortsteil der Stadt Erftstadt, an.

Dialektforschung in Erftstadt-Erp

Denn Erp gehört wohl zu den sprachwissenschaftlich am besten erforschten Dörfern Deutschlands: In den 1970er Jahren zeichnete eine Projektgruppe des ehemaligen Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn in dem Ort Gespräche mit 142 männlichen Bewohnern auf (hieraus stammt auch das Zitat von Karl Frings). Auf Grundlage der Aufnahmen und der darin verwendeten Sprache sollten Fragen beantwortet werden wie „Wer spricht mit welchen Gesprächspartnern in welcher Situation Dialekt bzw. Hochdeutsch?“, „Sprechen diejenigen, die außerhalb des Ortes arbeiten, weniger Platt als die ortsansässigen Landwirte?“ und „Warum entscheiden sich Eltern dagegen, ihre Kinder im Dialekt zu erziehen?“. Gerade der letzte Punkt war auch den Sprechern selbst besonders wichtig, weshalb hierzu besonders ausführliche Antworten gegeben wurden. Im Jahr 2015 wiederholte die Autorin dieser Zeilen im Rahmen ihres Dissertationsprojektes die Untersuchung der 1970er Jahre: Dafür konnten zum einen Teilnehmer des Erp-Projektes aus den 1970er Jahren zum Mitmachen gewonnen werden, zum anderen jüngere Verwandte dieser Männer.

Dieser Materialschatz bietet nun eine seltene Möglichkeit: Am Beispiel einiger Familien kann beschrieben werden, wie sich das Sprachverhalten der einzelnen Sprecher und Sprecherinnen zueinander verhält. Damit soll versucht werden, die bisher eher allgemeinen Aussagen zum Wechsel vom Dialekt zum Hochdeutschen als Sprache der Familie anhand einiger Personen konkret werden zu lassen. Dabei interessiert zum Beispiel, zu welcher Zeit genau die Eltern in Erp begannen, ihre Kinder standardsprachlich zu erziehen, ob es Unterschiede zwischen Söhnen und Töchtern gibt, welche Rolle der Beruf der Kinder und Eltern spielt und welche dialektalen Merkmale auch heute noch von den (jüngsten) Familienmitgliedern verwendet werden. Hierbei ist es besonders spannend zu vergleichen, welche Aussagen die (jungen) Eltern in den 1970er Jahren zum Thema Dialekt in der Kindererziehung gemacht haben und wie diese Einstellungen und das daraus resultierende Verhalten die Sprache ihrer Kinder bis heute geprägt haben.

Die Sprache von drei Familien im Vergleich

Für die Untersuchung wurden drei Familien ausgesucht, von denen 2015 jeweils mehrere Personen unterschiedlicher Generationen an der Befragung teilgenommen haben. Insgesamt decken

die Geburtsjahrgänge dieser Sprecherinnen und Sprecher den Zeitraum von 1921–1988 ab und damit eine Periode, in der mit ganz unterschiedlichen Sprecherbiographien zu rechnen ist. Methodisch orientiert sich die Erhebung 2015 nah an der von 1970, damit das Material gut miteinander vergleichbar ist. Von jeder Gewährsperson wurden zwei Aufnahmen gemacht: ein Interview, in dem die (der Person fremde) Autorin biographische Daten festhält und Fragen zur Sprachverwendung und Sprachbewertung stellt, und ein Freundesgespräch zwischen zwei befreundeten Erper Bewohnern zu selbst gewählten Themen. Ziel dabei war es, von jedem Sprecher zwei unterschiedliche Sprechweisen aufzuzeichnen: Einmal eine möglichst hochdeutsche, wie sie sonst auch in Vorstellungsgesprächen oder in anderen formellen Situationen verwendet wird, und daneben die alltägliche Umgangssprache, die die Gewährsperson gegenüber Freunden und Familie verwenden. Es soll nun der Sprachgebrauch der verschiedenen Familienmitglieder einander gegenübergestellt werden, um herauszufinden, welche Unterschiede zwischen den Generationen bestehen. Hierzu wurde für jede Gewährsperson und jede Aufnahmesituation ausgezählt, zu wieviel Prozent ein Sprecher oder eine Sprecherin dialektale Lautungen verwendet. Das heißt es wurde überprüft, wie oft eine Gewährsperson zum Beispiel rheinisches *v* für hochdeutsches *b* wie in *schrieve* und *schreiben* verwendet oder wie häufig jemand *sch* statt *ch* wie in *isch* für *ich* sagt. Zuerst werden die drei Familien vorgestellt, anschließend werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede zusammengefasst; alle Namen in diesem Text wurden aus Datenschutzgründen verändert.

Familie Schmitz

Bei Familie Schmitz handelt es sich um eine alteingesessene Erper Familie. Großvater Erich (*1921) und Vater Josef (*1946) haben bereits in den 1970er Jahren an der Befragung teilgenommen. Auch 2015 waren beide gerne bereit, erneut in und über das Erper Platt zu erzählen. Zudem konnte (Enkel-)Sohn Florian, dessen Geburt bei dem ersten Interview kurz bevorstand, für das Projekt gewonnen werden, so dass nun die Sprache von Familienmitgliedern dreier Generationen verglichen werden kann. Bei dem Aufnahmetermin 2015 haben sich zuerst die drei Männer miteinander über den Ort, sein Platt und seine Vereine unterhalten, im Anschluss stellte die Autorin ihnen nacheinander Fragen zum Sprachgebrauch, zum Berufsleben und zur Freizeitgestaltung. Großvater Erich Schmitz verwendet sowohl im Freundesgespräch als auch im Interview die meisten Dialektvarianten, wobei sich aber seine Sprache in den beiden Situationen hinsichtlich der Anzahl unterscheidet. Bei einigen Wörtern, von denen er im Gespräch mit seinem Schwiegersohn und seinem Enkelsohn die dialektale Form verwendet, nutzt er im Gespräch mit der (nahezu) fremden Wissenschaftlerin die hochdeutsche Varianten: So heißt es im Interview z. B. öfter *Häuser* als *Hüser* sowie meistens *mein* und *dein* statt *ming* und *ding*. Josef Schmitz ist

der Schwiegersohn von Erich, die beiden leben seit der Heirat von Josef mit Erichs Tochter in einem Haus. Seine Sprache unterscheidet sich von der seines Schwiegervaters: Er nutzt in beiden Situationen weniger häufig Dialektformen als Erich. So gebraucht er seltener die Erper Varianten des Wortes ‚haben': Statt *isch han*, *mia han* und *jehat* lauten die Verbformen *isch hab*, *wir ham* und *jehabt*. Der Unterschied im Freundesgespräch zwischen Erich und Josef macht deutlich, dass es bereits damals einen Generationsunterschied im Sprachgebrauch gab bzw. geben konnte. So war nach dem Zweiten Weltkrieg das Hochdeutsche zunehmend häufiger zu hören und beeinflusste verstärkt die Sprache der (damals) jungen Generation. So kamen in den 1940er Jahren viele Heimatvertriebene nach Erp, die das dortige Platt nicht beherrschten und gegenüber denen die Erper eher ein deutlich rheinisch geprägtes Hochdeutsch als den Ortsdialekt verwendeten. Auch wurde das Hochdeutsche durch die Medien in dieser Zeit zunehmend nach Erp gebracht: Erst durch das Radio, dann ab den frühen 1960er Jahren auch durch das Fernsehen. Besonders durch eine Veränderung ist der Unterschied in der Sprache von Erich und Josef bedingt: den Erper ‚Rollkies'. Im Gegensatz zu vielen Dörfern und Städten der Umgebung wurde früher in Erp das *r* vor allem am Wortanfang gerollt ausgesprochen. Dies war für Bewohner der umliegenden Orte so auffällig, dass sie ihm einen Namen gaben und es als ‚typisch Erp' bezeichneten. Bei Erich Schmitz ist diese Eigenart noch sehr gut zu hören, Josef Schmitz hingegen spricht das *r* nur als Reibe-R aus, so wie es heute in der gesamten Kölner Gegend üblicher ist. Die Sprache von Sohn bzw. Enkelsohn Florian ist in beiden Situationen abermals weniger durch den Erper Dialekt geprägt. So kommen Formen wie *han* statt *hab(e)* bei ihm gar nicht vor, wohl aber Varianten wie *isch* für *ich*, *Tach* für *Tag* und vor allem *dat* für *das*. Alle drei Männer verwenden im Freundesgespräch mehr dialektale Formen als im Interview. Dabei ist interessant, dass der Abstand zwischen der Anzahl von dialektalen Varianten in der Sprache im Freundesgespräch und der im Interview bei den drei Männern immer etwa gleich ist, das heißt, es findet ein deutlicher Wechsel zwischen den beiden Sprechweisen statt. Damit unterscheiden sie sich von anderen Familien, wie die weiteren Ausführungen zeigen werden. Vergleicht man den Sprachgebrauch von Florian mit den Aussagen seines Großvaters und Vaters zum Thema Sprache in der Kindererziehung von 1970, erklärt sich die Veränderung zwischen den Generationen. So berichten Erich und Josef, dass sie und ihre Frauen mit ihrem (damals noch ungeborenen) (Enkel-)Sohn auf jeden Fall Hochdeutsch sprechen wollen, denn „Kinder, die zu Hause mit dem Hochdeutsch net konfrontiert werden, die sind (in der Schule; C. R.) direk im Nachteil" (Erich Schmitz 1970). Dies haben insbesondere Josef und seine Frau bei ihrem Schuleintritt am eigenen Leib erfahren. So erlernte Florian den Dialekt nicht mehr, seine Sprache in privaten Gesprächen entspricht daher der Sprechweise, in

der seine Familie mit ihm gesprochen hat, hier vertreten durch die Interviewsprache seines Großvaters und seines Vaters. Durch einen früheren und intensiveren Kontakt zum Hochdeutschen (z. B. durch höheren Medienkonsum und sein Studium) ist auch sein Hochdeutsch weniger rheinisch geprägt als das seiner älteren Verwandten. Trotzdem berichtet auch Florian, dass er im Urlaub oder bei überregionalen beruflichen Terminen schon durch sein Sprechen aufgefallen ist. Meist wurde er dann für einen Kölner gehalten: Die dialektalen Merkmale, die er verwendet, sind für den gesamten Raum rund um Aachen, Bonn und Köln typisch. Und da die Stadt Köln in den Medien am präsentesten ist (durch Bands wie BAP, Brings oder Cat Ballou, den Karneval, u.v.m.), erfolgen häufig stereotype Zuweisungen wie diese.

Familie Pütz

Auch Familie Pütz hat eine lange Tradition in Erp. Vater Johann (*1946) bewirtschaftete einen großen landwirtschaftlichen Betrieb, den Sohn Michael (*1970) inzwischen übernommen und weiter vergrößert hat. Die Töchter Anna (*1973) und Marie (*1988) leben nicht mehr auf dem Hof, aber sie wohnen und arbeiten in umliegenden Orten.

Johann Pütz' Sprache ist im Freundesgespräch stark durch das Erper Platt geprägt, ebenso seine Sprache im Interview mit der Autorin. Die Anzahl an Dialektformen übersteigt dabei deutlich die des gleichaltrigen Josef Schmitz' und des 20 Jahre älteren Erich Schmitz'.

Ein Bauernhof in Erp

Ein Grund dafür könnte sein Beruf sein: Wie die Daten des Erp-Projekts aus den 1970er Jahren deutlich zeigen, verwendeten die Landwirte zu dieser Zeit im Schnitt häufiger den Dialekt und dafür seltener das Hochdeutsche als alle anderen Berufsgruppen. Zur Sprachwahl in der Kindererziehung äußerte sich Johann Pütz in den 1970er Jahren etwas anders als die meisten Erper. Zwar wollte er, dass seine Kinder zuerst das Hochdeutsche erlernen, da er es für ihren beruflichen Werdegang als wichtig erachtete, andererseits lag ihm auch die Bewahrung des Erper Platt sehr am Herzen, weshalb er es seinen Kindern ebenfalls vermitteln wollte. Seine Frau, die sich zumeist um die Kindererziehung kümmerte, sprach mit den Kindern aber nur Hochdeutsch.

2015 erzählt er dann, dass er mit seinem Sohn und seinen Töchtern inzwischen meistens Platt spricht, während für das Hochdeutsche weiterhin eher seine Frau ‚zuständig' ist. Die Analyse des Sprachgebrauchs seiner drei Kinder zeigt nun, dass trotz seiner Absicht, ihnen das Erper Platt beizubringen, das Hochdeutsche (der Mutter und von ‚außen': Kindergarten, Schule, Freunde, Medien) einen stärkeren Einfluss hatte. So verwenden alle drei Kinder vergleichsweise wenig Dialektformen in den Freundesgesprächen und den Interviews, durchgehend seltener als ihr Vater. Wie auch bei Florian Schmitz kommen bei ihnen nur noch einige ‚allgemein' rheinische Wörter vor, wie *misch* für *mich*, *Zuch* für *Zug*, *wat* für *was* oder *net* und *nisch* für *nicht*. Formen, die weniger weit verbreitet sind, wie *Sick* für *Seite*, *Bül* für *Beule* oder die gerollte Aussprache von *r*, tauchen bei ihnen nicht mehr auf. Interessanterweise beschreiben die Töchter Anna und Marie die Familiensprache ihrer Kinderzeit unterschiedlich. Während Anna sich erinnert, dass mit ihr meistens Hochdeutsch gesprochen wurde, hat Marie die Sprache der Eltern eher als Dialekt empfunden. Sie erzählt, dass auf dem Hof häufig Angestellte und weitere Verwandte anwesend waren (und sind), die auch Platt sprachen, so dass eine ‚sprachliche Sonderbehandlung' der Kinder einfach nicht praktikabel war. Spannend ist nun, dass sich bei den Schwestern die gleichen Unterschiede auch in der von ihnen verwendeten Sprache zeigen: Annas Sprache ist in beiden Aufnahmesituationen durch weniger Dialektmerkmale gekennzeichnet als Maries. Diese Differenz kann durch die unterschiedlichen Ausbildungen der beiden Schwestern (mit-)bedingt sein: Während Marie in einer Stadt nahe Erp eine Ausbildung gemacht hat und dort auch immer noch beschäftigt ist, ist Anna für ihr Studium in eine Großstadt außerhalb des Rheinlandes gezogen und erst vor einigen Jahren in die Heimat zurückgekehrt. Bruder Michael hat ebenfalls seine Ausbildung im Rheinland absolviert und im Anschluss den elterlichen Betrieb übernommen. Seine Sprache ist im Vergleich der Geschwister durch die meisten dialektalen Formen geprägt. Dies mag auch dadurch bedingt sein, dass er mehr Zeit mit seinem Vater verbringt (und als Kind verbracht hat) als seine Schwestern, da er bereits früh an der Arbeit auf dem Hof beteiligt war. Weiterhin ist auffällig, dass bei ihm im Vergleich der beiden Gesprächssituationen ein geringerer Unterschied zwischen der Anzahl an Dialektvarianten besteht als bei seinen Schwestern. Auch dies kann berufsbedingt sein, so gibt er im Interview an, im Alltag mit vielen Leuten Dialekt bzw. eine stark dialektgeprägte Umgangssprache zu verwenden. Situationen, in denen er ‚gutes' Hochdeutsch sprechen muss, sind selten. Dies ist bei Anna und Marie anders, mit Kunden, Kollegen und Vorgesetzten sprechen sie meistens Hochdeutsch, auch wenn es Ausnahmen gibt. Auch das Geburtsjahr scheint eine Rolle zu spielen. Wie der Vergleich zu weiteren Familien aus Erp zeigt, beginnt der Umschwung vom Dialekt zum (rheinischen) Hochdeutsch in der Kindererziehung Ende der 1960er/Anfang der

1970er Jahre. Michael ist 1970 geboren, zu dieser Zeit war die Devise „Mit den Kindern kein Platt!" (Macha 2000: 305) im Alltag in Erp vermutlich noch nicht derart verfestigt wie schon wenige Jahre später, so dass mit Michael zum einen vielleicht noch mehr Platt gesprochen wurde, zum anderen wird er in seinem Umfeld (Kindergarten, Grundschule) noch mehr Kontakt zu Kindern gehabt haben, die (noch) Dialekt sprachen. Als Anna 1973 geboren wurde, sah dies schon anders aus, zu dieser Zeit war die Verwendung von Dialekt gegenüber den Angehörigen der jüngsten Generation schon seltener. Bis zur Geburt von Marie 1988 ergab sich anscheinend abermals eine Verschiebung: In den 1980er Jahren war es schon so selbstverständlich, dass Kinder das Hochdeutsche gut beherrschten, dass die Angst der Eltern, durch den Dialektgebrauch ihren Kindern zu ‚schaden', bereits verklungen war. Auch hatte sich in der Zwischenzeit die Bewertung des Dialekts in der Gesellschaft wieder verbessert. So ist es gut möglich, dass die Eltern Pütz gegenüber sich selbst und ihrer jüngsten Tochter sprachlich toleranter waren und mehr Dialekt ‚erlaubten' als noch bei Anna.

Familie Frings

Auch Familie Frings lebt schon seit Generationen in Erp. Doch von Familie Schmitz und Familie Pütz unterscheidet sie sich in einem entscheidenden Punkt: Vater Karl Frings (*1926) ist 20 Jahre älter als die Väter Josef Schmitz (*1946) und Johann Pütz (*1946), er gehört der gleichen Generation an wie Großvater Erich Schmitz (*1921). Dementsprechend sind seine Kinder deutlich vor dem Ende der 1960er Jahre geboren (Ulla: *1955, Peter: *1958), und somit in einer Zeit, in der die Erziehungssprache in vielen Erper Familien noch der Dialekt war – so auch bei Familie Frings. Zwar war es auch am Ende der 1950er Jahre bereits so, dass das Dialektsprechen in der Öffentlichkeit, insbesondere im städtischen Raum, kein gutes Ansehen (mehr) hatte, wie die zu Beginn des Artikels zitierte Aussage von Karl Frings deutlich macht. Doch innerhalb des Dorfes und der Familie war das Erper Platt (noch) die Alltagssprache.

Das zeigt sich deutlich an der Sprache der Kinder von Karl Frings. In den Freundesgesprächen verwenden sie deutlich mehr dialektale Varianten als die Kinder der Familien Schmitz und Pütz, wenn auch nicht ganz so viele wie ihr Vater Karl. Der Unterschied ist vor allem dadurch bedingt, dass Ulla und Peter das typische Erper *r* nicht mehr verwenden. Das Hochdeutsch der Geschwister ist allerdings, insbesondere bei Ulla, durch weniger rheinische Merkmale geprägt als das ihres Vaters. Der diesbezügliche Unterschied zwischen Bruder und Schwester lässt sich erneut mit der Berufswahl begründen: Während Peter vor Ort eine Ausbildung in einem handwerklichen Beruf machte, hat Ulla ein Studium in einer rheinischen Großstadt begonnen. Ein weiterer Einflussfaktor, der diese Unterschiede bedingen kann, ist das Geschlecht. Wie die gesamten Daten aus der Untersuchung in Erp 2015 zeigen, verwenden die männ-

lichen Sprecher der jüngeren Generation im Vergleich mehr Dialektvarianten als die Frauen. Des Weiteren fällt auf, dass der Unterschied zwischen der Anzahl von Dialektformen in den Freundesgesprächen und den Interviews bei den Männern zumeist geringer ist als bei den weiblichen Gewährspersonen. Das heißt, bei den Frauen unterscheidet sich die Sprache stärker, je nachdem ob sie mit einem vertrauten Verwandten oder mit einer fremden Person sprechen. Eben dies trifft auch auf die Geschwister Pütz zu, Michael verwendet die meisten Dialektmerkmale und verändert seinen Sprachgebrauch zwischen Freundesgespräch und Interview weniger als seine Schwestern.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!

Die kleine Stichprobe von drei Familien zeigt eines ganz deutlich: Die Sprache, die die Eltern ihren Kindern gegenüber verwenden, ist Ausgangspunkt für deren sprachliche Entwicklung. Das heißt, so wie Mutter und Vater (und zumeist wohl auch andere Verwandte) von klein auf mit den Kindern gesprochen haben, so sprechen die (nun erwachsenen) Kinder heute in Situationen mit vertrauten Gesprächspartnern (Situation ‚Freundesgespräch': Familie, Freunde). Reden Mutter und Vater unterschiedlich mit ihnen, hat die Sprechweise den meisten Einfluss, die die Kinder häufiger hören (im Fall von Familie Pütz: Michael – Vater, Anna und Marie – Mutter). Der Umschwung vom Dialekt auf den Regiolekt bzw. ein rheinisches Hochdeutsch als Erziehungssprache erfolgte in Erp offenbar Anfang der 1970er Jahre, wie der Unterschied zwischen Familie Frings und den Familien Pütz und Schmitz zeigt. Ab diesem Zeitpunkt übernimmt der Regiolekt, also eine rheinisch geprägte Umgangssprache, für die junge Generation die Funktion als Sprache in Situationen mit vertrauten Personen. Dieser ist bei den vorgestellten jungen Sprecherinnen und Sprechern durch die gleichen Dialektmerkmale geprägt: Wörter wie *isch* statt *ich*, *Tach* statt *Tag*, *net* statt *nicht* und *dat*, *wat* und *et* statt *das*, *was* und *es* sind hier (häufig) zu hören. Andere Eigenheiten, die in der Generation der Väter noch typisch für das Erper Platt sind, verwenden die jungen Erper nicht mehr: das gerollte *r*, Wörter wie *Mus* und *Müs* für *Maus* und *Mäuse*, *blieve* für *bleiben* oder *Wing* für *Wein*. Ausgehend von dieser zuerst erlernten Sprechweise entwickeln die Kinder ihre Sprache weiter. Wie diese Entwicklung (und das Ergebnis) genau aussieht, hängt vom jeweiligen schulischen und beruflichen Werdegang und den damit verbundenen Anforderungen ab sowie von prägenden sprecherbiographischen Erlebnissen (Wie wird der Dialekt bzw. das Hochdeutsche bewertet? Ist jemand durch seine Sprache schon einmal (negativ) aufgefallen? Wie sprechen Freunde und Kollegen?) und möglicherweise auch vom Geschlecht. In den meisten Fällen ist die so entstehende Sprechweise, die hier durch die Sprache im Interview symbolisiert wird, durch weniger dialektale Merkmale geprägt als die der Väter.

Literatur

Besch, Werner/Hufschmidt, Jochen/Kall-Holland, Angelika/Klein, Eva/Mattheier, Klaus J.: Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Forschungsbericht Erp-Projekt. Band 1. (= Schriften der Abteilung für Sprachforschung des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande, Universität Bonn). Berlin 1981.

Hufschmidt, Jochen/Klein, Eva/Mattheier, Klaus J./Mickartz, Heinz: Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Dialekt und Standardsprache im Sprecherurteil. Band 2. (= Schriften der Abteilung für Sprachforschung des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande, Universität Bonn). Berlin 1983.

Macha, Jürgen: Nordrheinische Sprachgeschichte im 20. Jahrhundert. In: Macha, Jürgen/Neuss, Elmar/Peters, Robert (Hrsg.): Rheinisch-Westfälische Sprachgeschichte. Unter Mitarbeit von Stephan Elspaß. (= Niederdeutsche Studien, Band 46). Köln/Weimar/Wien 2000, S. 293-313.

Rein, Charlotte: Individuelle Sprachveränderungen in einer ripuarischen Sprachgemeinschaft. In: Glawe, Meike/Hohenstein, Line-Marie/Sauermilch Stephanie/Weber, Kathrin/Wermer, Heike (Hrsg.): Aktuelle Tendenzen in der Variationslinguistik. (= Kleine und regionale Sprachen, Band 4). Hildesheim 2017, S. 93–116.

Rein, Charlotte: Dialekt in Erp. http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/de/sprache/wer_spricht_wie_/oertliche_studien/dialekt_in_erp.html.

Acht Jahre Siegerländer Mundart

Eine sprachbiografische Skizze

von Werner Haubrich

Als Achtjähriger kam ich von Düsseldorf nach Salchendorf bei Neunkirchen (Kreis Siegen) in das Haus meiner Großeltern, Bäckerei Kreutz, genannt *Hoasse*. Mein Bruder, meine Mutter und ich waren vor den Bombenangriffen in Düsseldorf geflohen und sozusagen nach Salchendorf evakuiert worden. In Salchendorf war ich der *Hoasse Werner*. Es hat mich oft irritiert, wenn die Leute anders genannt wurden, als sie hießen. Sie wurden eben genannt nach den Häusern, in denen sie wohnten, und diese alten Häuser hatten ihren festen Namen, unabhängig von den Bewohnern.

Meine Mutter war also *det Hoasse Johanna*. In der „Sonntagsschule" sangen die Kinder in dem Refrain der sogenannten Sonntagsschulhymne[1] statt *Hosianna* immer *Hoasse Johanna*, dabei wohnte meine Mutter seit ihrer Heirat schon nicht mehr in Salchendorf. Das hatte sich also über viele Jahre weitervererbt. Mir als Kind war das sehr peinlich.

Ich erinnere mich an den Spruch: *Hänner Hoasse Hännerhaus hängge honnert Hoasse raus*. ‚Hinter Hoasse Hinterhaus hängen hundert Hoasse raus.' (Hoasse = Strümpfe)

Mein Vater stammt aus Eiserfeld. Ich wusste sehr früh: Wenn ich in Salchendorf gefragt wurde *„Wäam bäst dau da?"*, dann war ich *däam Hoasse Johanna*, und wenn ich in Eiserfeld gefragt wurde *„Wäam best du da?"*, dann war ich dem *Haubrichs Ernst*. Auf diese Weise lernte ich auch manchen Unterschied zwischen dem Eiserfelder (*Ihserfäller/Eiserfäaler*) und dem Salchendorfer (*Saljendorfer/Soajendorfer*) Dialekt kennen, z.B. *Döffeln/Duffeln, ech sain/ech sear, dau häst/du hest, mia hoan/mir han, du hoan ech gesoat/du han ech gesäät, ihr künnt/ihr konnt, Gääs/Zeij, bestoare/bestaare* (‚heiraten') usw.

Interessant war für mich immer, dass zwischen dem Eiserfelder und dem Salchendorfer Platt – obwohl nur wenige Kilometer entfernt gelegen – solche deutlichen Unterschiede bestehen. Das beginnt schon mit dem *Ieserfäll* gegenüber *Eiserfäal* oder *De Duffeln musse määlich sea./De Döffeln müsse määlich sein.*

In Salchendorf besuchte ich die 3. und 4. Klasse der Volksschule und wechselte dann zur – wie es damals hieß – Mittelschule in Neunkirchen. Mit 16 Jahren zog ich nach Mülheim a.d. Ruhr.

Ich habe also nur acht Jahre als Kind bzw. Jugendlicher in Salchendorf gelebt, damals auch Platt gesprochen. Heute wundere ich mich, dass der Siegerländer, genauer: der Salchendorfer Dialekt, noch so tief in mir drinsitzt.

Übrigens habe ich mich während meines Germanistik-Studiums in Köln gelegentlich an das Siegerländer Platt erinnert. Nur drei Beispiele:

Erstens: Was mir damals als Kind etwas schwergefallen ist: zu unterscheiden, wann es *zwiar*, wann *zwo* und wann *zwai* heißt. Im Mittelhochdeutschen (also in der um 1200 gesprochenen Sprache) ist es genauso wie heute noch im Siegerländer Platt: *Zwiar Männer, zwo Fraue, zwai Kenner*; also Maskulinum *zwiar*, Femininum *zwo* und Neutrum *zwai*.

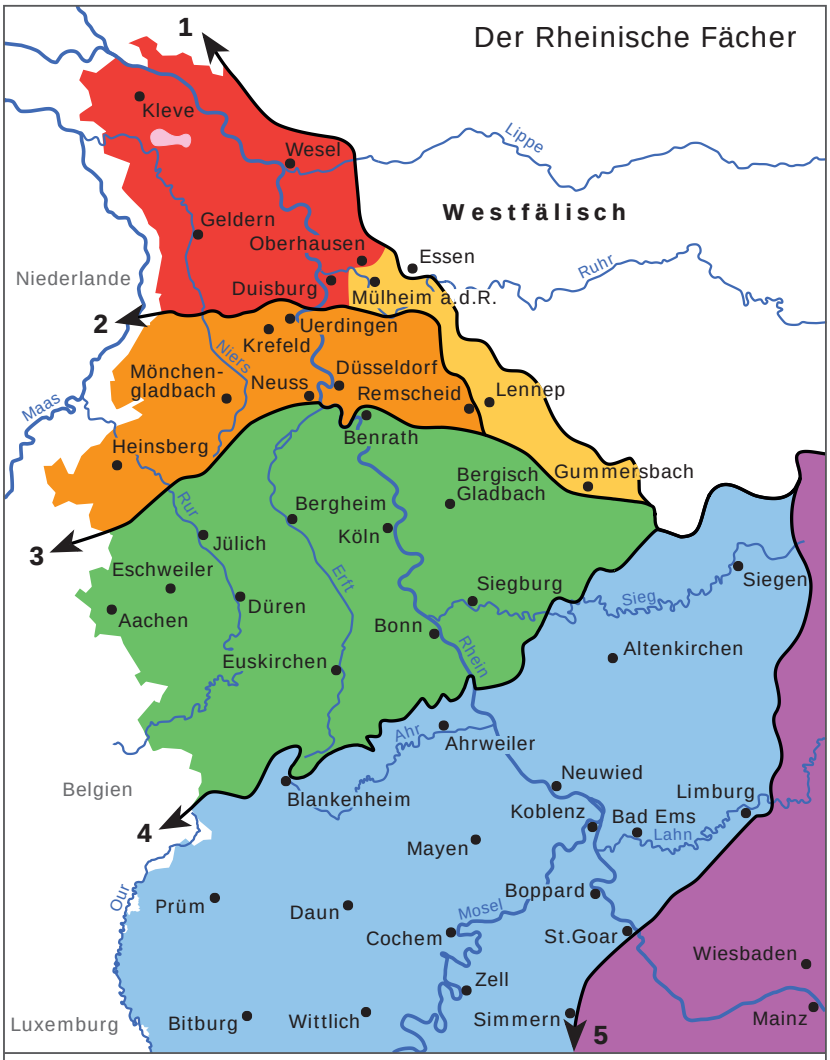
Zweitens: Das Wort *dicke* in einer Wendung wie *Ech sain decke saat*. ‚Ich bin sehr satt.' kommt aus dem Mittelhochdeutschen und heißt dort ‚sehr, viel'.

Drittens: Geradezu fasziniert war ich, als ich während des Studiums den Rheinischen Fächer kennenlernte. Das sind Sprachlinien, die die Aussprache von Wörter trennen, wie *maken/machen, dorp/dorf, up/uf, dat/das, pund/pfund*. Diese Linien gehen z.T. durch das nördliche Siegerland.

Ich erinnere mich an eine Wendung, die ich damals nicht verstand. Beim Heumachen sagte mein Onkel mal: *„Hä hätt Örter gescheckt …"* Das verstand ich überhaupt nicht, umso weniger, als es in Salchendorf eine Familie Örter gab! Hat da jemand einen von der Familie Örter wohin geschickt? Erst viel später ging mir auf: *Örter schicken* heißt ‚eine Nachricht geben.'

Die Salchendorfer waren im ganzen Siegerland dafür bekannt, dass sie überall die ersten waren. Als Kolumbus nach Amerika kam, waren die Salchendorfer schon dort *am Luaschääln* (‚Lohschälen'; *Lohe* = Rinde, die im Hauberg von den Eichen geschält wurde; zum Gerben gebraucht). Wir lernten als Kinder den Satz des Salchendorfers Alfred Hecker, den dieser zu Kolumbus sagte: *„Watt? Dau bäst va Amerika d'r Entdäcker? Ech seijn va Soajndorf d'r Häcker!"* Und wissen Sie, bei welcher Arbeit Kolumbus jenen „Hecker" antraf? *Hää woar aam Grääwemaache*! (Die Gräben auf den Wiesen mussten im Frühjahr „gemacht" werden.).

Wir kamen in einen aus drei Generationen bestehenden Haushalt hinein. Dort gab es bereits zwei Jungen in unserem Alter. Verständlich also, dass es schon mal *veel Schandaal* (‚Lärm', von ‚Skandal') gab. *Moanchmoo wuar sech och gerobbt*, was unseren entnervten *Obba* zu dem Ausruf veranlasste: *„Iar Loi'ner Kenner, wat saijn*


Der Rheinische Fächer
1
2
3
4
5
Kleve
Wesel
Geldern
Oberhausen
Essen
Duisburg
Mülheim a.d.R.
Westfälisch
Niederlande
Lippe
Ruhr
Uerdingen
Krefeld
Niers
Mönchen-
gladbach
Neuss
Düsseldorf
Remscheid
Lennep
Maas
Heinsberg
Benrath
Bergisch
Gladbach
Gummersbach
Rur
Bergheim
Jülich
Köln
Eschweiler
Erft
Siegburg
Siegen
Sieg
Aachen
Düren
Bonn
Rhein
Altenkirchen
Euskirchen
Ahr
Ahrweiler
Belgien
Neuwied
Limburg
Blankenheim
Koblenz
Bad Ems
Lahn
Mayen
Our
Prüm
Daun
Boppard
Mosel
Cochem
St.Goar
Wiesbaden
Zell
Luxemburg
Bitburg
Wittlich
Simmern
Mainz
Kleverländisch
Südniederfränkisch
Ripuarisch
Ostbergisch
Moselfränkisch
Rheinfränkisch
Dialektinsel
1 Einheitsplurallinie
2 Uerdinger Linie
3 Benrather Linie
4 Dorp-Dorf-Linie
5 dat-das-Linie
0
40 km
Entwurf: LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Bonn

dat och Jonge, miar würret aam helle Daach doister!" (‚Ihr Leute und ihr Kinder, was sind das auch für Jungen! Mir wird's am helllichten Tag dunkel!'). Ein Glück für ihn, dass er sich schon mal in den Kuhstall zurückziehen konnte. Einmal schaute er von dort aus in den Hühnerpferch. Und als der Hahn krähte, rief unser *Obba* ihm zu: *„Gott, Güggel, haal dau doch ald det Maul!*"

Das Siegerländer Platt ist ein moselfränkischer Dialekt, ähnlich dem Dialekt des Westerwaldes, des Hunsrücks und des Saargebietes. Jeder Siegerländer verrät sich durch das gerollte *r*. Das Erkennungswort für die Siegerländer in aller Welt ist das Wort *Rrrrrriewekooche*, im Freiengrund heißt er *Döffelsdijjelkooche*.

Platt sprechen zu können und auch wirklich zu sprechen ist überall mehr als nur Kommunikation, es bedeutet Zugehörigkeit zur Gruppe. Ich habe – wie gesagt – die Jahre zwischen meinem 8. und 16. Lebensjahr in Salchendorf gelebt. Wenn ich aber heute dorthin komme und Platt spreche, dann sagen die Leute: „*Joo woar, Wäaner, dau kaast och noch Platt schwätze!*" Das ist nicht nur Anerkennung, sondern auch Freude darüber, dass ich mich ihnen noch zugehörig fühle.

Heute – zu Zeiten von Fernseher und Computer – ist der Dialekt sehr gefährdet. Es werden besondere Anstrengungen unternommen, die Mundarten zu pflegen. Damals – in den 40er-Jahren – sprachen auch die Kinder im Siegerland fast alle noch Platt. Wer Hochdeutsch sprach, von dem hieß es: *„Dää wäll och wat Bässeres seijn.*" Für viele Kinder bedeutete allerdings ihr Platt eine erhebliche Benachteiligung in der Schule, denn dort mussten sie Hochdeutsch sprechen und schreiben. Bei der „Übertragung" vom Platt ins Hochdeutsche kam es dann zu überraschenden Wendungen. Aus einem *„Et äss sua häälich am Schneije*" (‚Leise rieselt der Schnee' wurde *„Es ist so heilig am Schneien*"! (*häälich* heißt auf Platt ‚leise', von ‚heimlich'). Oder Geist Wilhelm, der einen Gemüseladen hatte: *„Wenn die Melde an die Gänge sind, dann geht das Gemüse nicht.*"

Als wir in der Schule Geschichten von den Schildbürgern besprachen, kam es bei einer Mitschülerin zu der Wendung: *„Die Kuh war am Erstricken.*" Ein weiteres Beispiel: Einen verzweifelten Kampf kämpften die Lehrer gegen die Wendung ‚Er hat gegen ihn gesagt' (auf Platt: *„Hä hätt gää äan gesoat.*") Was unser Lehrer Giebeler immer mit den Worten kommentierte: *„Au! Dann wär der ja umgefallen!*"

Wenn im Frühjahr der Saft in die Bäume stieg, haben wir aus Ästen des Vogelbeerbaums Flöten und „Hüppchen" (etwa wie ein Rohrblatt bei der Oboe) geschnitzt. Die Rinde wurde in der entsprechenden Länge rundherum angeritzt, und dann musste sie mit dem Messer geklopft werden, damit sie als Ganzes abgezogen werden konnte. Bei diesem Klopfen wurde der folgende Reim - im Rhythmus des Klopfens - mit besonderem Singsang gesprochen:
Modder, goff m'r 'n Penning?

Watt wällde bet däam Penning?
Noole kaufe, Noole kaufe.
(‚Nadeln kaufen')

Watt wällde bet däan Noole?
Säggelche näh, Säggelche näh,
(‚Säckchen nähen')

Watt wällde bet dem Säggelche?
Stee na lease, Stee na lease.
(‚Steine hinein lesen/sammeln')

Watt wällde bät däan Stee?
Vüjjel wärfe, Vüjjel wärfe.
(‚Vögel werfen')

Watt wällde bät den Vüjjeln?
Broore, broore, det Hüppche äs geroore!
(‚braten, braten, das Hüppchen ist geraten', d.h.fertig)

Schließen möchte ich mit einigen Wendungen, die in unserer Familie – z.T. sogar bei unseren Söhnen, die nie im Siegerland waren – bis heute gelegentlich gebraucht werden. Begeisternd finde ich den Bilderreichtum dieser Wendungen:

Et rääant os joo ner aat Heu!
(‚Es regnet uns ja nicht ins Heu!'
Das heißt: Wir brauchen uns ja nicht zu beeilen.)

Mia maache Groomet vürm Heu.
(‚Zuerst kommt die Heu- und dann die Grummeternte.' Ich als der Jüngere heiratete vor dem älteren Bruder.)

Dat glänzt joo wie Aalekirche.

Dat es och net off dr Kallertrappe gekocht.

Itz erawer de Gääs goar!
(‚Jetzt ist aber die Gans gar.'; d.h. Jetzt reicht's aber!)

Dr Geijer härre'm helfe loare, awer hä helft'm net forttfoarn. (‚Die Gier hat ihm beim Laden geholfen, aber sie hilft ihm nicht beim Abfahren.')

Goot gefröhstöckt hält 'n ganze Daach, goot geschlachtet e ganz Joar, goot bestoart e ganz Leeawe. (‚Gut gefrühstückt hält einen ganzen Tag, gut geschlachtet ein ganzes Jahr, gut geheiratet ein ganzes Leben.')

Dr Bännel äs doirer wie dr Sack. (‚Das Seilchen, mit dem der Sack zugebunden wird, ist teurer als der ganze Sack samt Inhalt.')

Doo haarer räächt, Vadder!
(‚Da habt ihr recht, Vater!';
Eiserfelder Dialekt)

Anmerkung

1 „Die Sonntagsschul' ist unsre Lust und wird es immer mehr. Sie bringt uns, was wir nicht gewusst, in bunten Bildern her…"

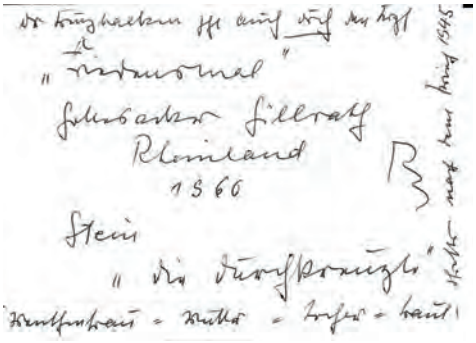
Kreuzwege …

Eine Annäherung an Passionsdarstellungen der katholischen Dichterin und Künstlerin Ruth Schaumann

von Alois Döring

In einer Denkmalliste findet sich folgender Eintrag zum Ehrenmal in der Friedhofsanlage in Geilenkirchen-Gillrath (Kreis Heinsberg): „Das Ehrenmal in Gillrath wurde zu Ehren der Gefallenen und der Vermißten des Ersten und Zweiten Weltkrieges errichtet. Es soll den Überlebenden und den Verstorbenen zur Ehre dienen. Auf drei Steintafeln stehen die Namen der Gefallenen und Vermißten Soldaten.“ Die Skulptur vor dem Ehrenmal ist keiner Erwähnung wert.[1]

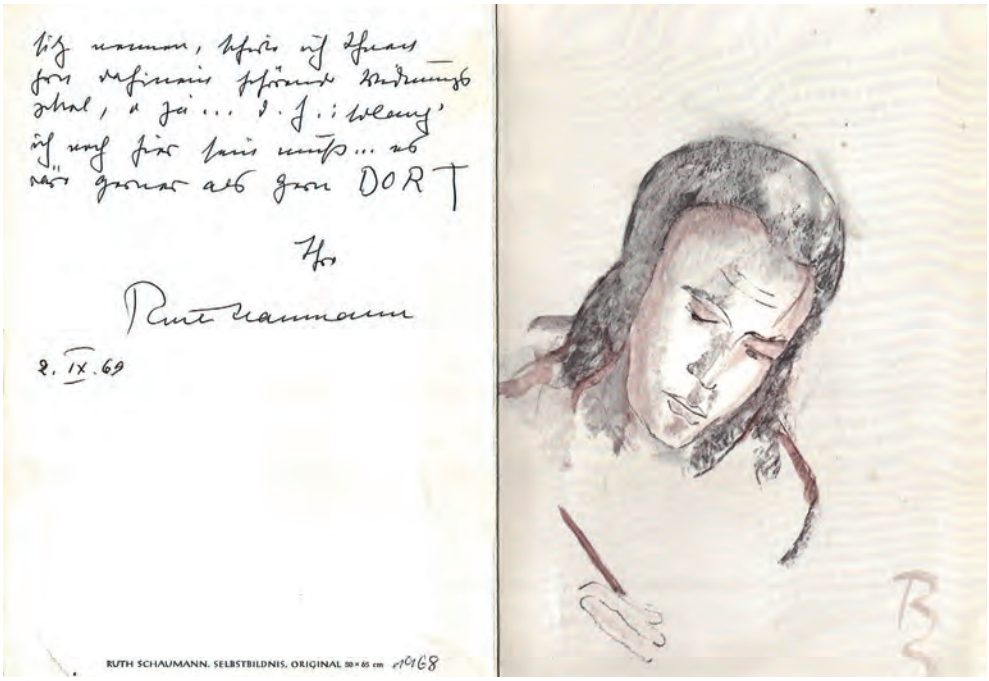
„Die Durchkreuzte“. Geilenkirchen-Gillrath, 1960. Foto mit rückseitiger Erläuterung von Ruth Schaumann.



Im Privatbesitz Döring befindet sich ein Farbfoto dieser Marienskulptur vor dem Gillrather Ehrenmal mit rückseitiger Beschriftung: „Der Kreuzbalken geht auch durch den Kopf. ‚Friedensmal‘. Gottesacker Gillrath. Rheinland 1960. Stein ‚Die Durchkreuzte‘. RS […].“ Die Künstlersignatur verweist auf Ruth Schaumann als Schöpferin dieser Skulptur.[2]

Leben und Werk

Ruth Schaumann (geb. 1899 in Hamburg, gest. 1975 in München) war Dichterin und Künstlerin.[3] 1905 verlor sie infolge einer Scharlacherkrankung das Gehör. Auf Anregung eines katholischen Priesters bewarb sich Ruth Schaumann 1918 an der Münchner Kunstgewerbeschule



„Selbstbildnis, 1968". Klappkarte mit persönlichem Widmungstext vom 2.IX.69. Ruth Schaumann schreibt u.a. „Hiermit zum Einkleben in Ihr ‚Arsenal' (kein Roman, nur ein grausam wahrhaftiger Lebensbericht von 1899–1924)."

und wurde in die Bildhauerklasse von Joseph Wackerle aufgenommen. 1920 schuf sie ihre beinahe lebensgroße Lindenholz-Plastik „Verkündigung".[4]

Nach der Konversion vom Protestantismus zum Katholizismus heiratete sie 1924 den Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Friedrich Fuchs. Sie schreibt in einer autobiografischen Skizze: In der Kunstgewerbeschule mit eigenem Bildhaueratelier „besuchte eine Auftraggeberin die fertige Arbeit und mich. Es geschah dies unter Begleitung von Dr. Friedrich Fuchs, Schriftleiter des Hochland, auf daß dieser das junge Werk kritisiere, den Kauf desselben rate oder abrate. Der Kritiker riet zu. Drei halbe Jahre später kamen Dr. Friedrich Fuchs und ich als Vermählte vom Altar der kleinen St. Georgskirche zu München durch den Morgen im Englischen Garten zu Fuß. Wir waren früh 5 Uhr getraut worden, als zu große ‚Teilnahme' noch gerechterweise geschlafen hat".[5]

Ruth Schaumann schuf ein umfangreiches literarisches Werk – u.a. Gedichtbände, Erzählungen, Romane – sowie ein beachtliches bildnerisches Oeuvre, in dem sie mit den unterschiedlichsten Materialien und in den verschiedensten Techniken arbeitete. Das bildhauerische

Werk umfasste Rundplastiken und Reliefs, Bronzen, Terrakotten, Majolikaterrakotten, Holzbildwerke. Vielfältig ist auch die graphische Produktion: „Feder- und andere Zeichnungen, Holzschnitte – auch kolorierte – und Scherenschnitte. Dazu kommen Entwürfe für Glasfenster."[6]

In ihrer knapp gefassten Selbstbiografie schreibt sie: „Wäre ich nicht geboren, ich könnt' ja nicht schreiben: [...] Hätte Gott nicht gewollt, so könnte ich trotz dem Schulschreibenkönnen keine Gedichte machen und Bücher schreiben, aber auch nicht Bildhauer, Maler, Scherenschnittler, Holzschnitter, Kirchenfenstermacher usw. sein."[7] Zu ihren Hauptwerken in Prosa zählen die (autobiographischen) Romane „Amei. Geschichte einer Kindheit" (1932), „Das Arsenal" (1968) und der „Kugelsack" (postum 1999).

Sie erhielt u.a. 1932 den Dichterpreis der Stadt München, 1959 das Bundesverdienstkreuz und 1964 den Bayrischen Verdienstorden.[8]

Die Dichterin und Künstlerin Ruth Schaumann hat sich immer wieder mit dem Motivkreis der Leidensgeschichte Christi und dem Mit-Leiden seiner Mutter Maria beschäftigt.[9]

„Der Kreuzweg"

Der Zyklus aus der Leidensgeschichte Christi [10] ist eine Blattfolge, „in dem die Künstlerin eine meisterhafte Reife erreicht".[11]

„Vorösterlich". Handgemalter Holzschnitt. Klappkarte mit einliegendem Schreiben 2.III.62: „Sehr liebe Gertrud Döring. Vorösterlich grüße ich Sie […] sitze in großer Prosadichtung auf der 557. Seite, es wird der Roman (meine eigene Lebensgeschichte bis zur Hochzeit in der 3. Person) […]."

Von Hermann Simon (1896–1948) stammt die Komposition „Der Kreuzweg" nach Texten von Ruth Schaumann, ursprünglich einstimmig für Gemeinde und Chor oder Solo mit Orgel oder Klavier geschrieben, bevor er sich an die vierstimmige Fassung gab.[12] Uraufgeführt wurde das Werk 1945 im Aachener Dom. In den vergangenen Jahren ist Simons „Kreuzweg" wiederholt im Rahmen kirchlicher geistlicher Musik aufgeführt worden, zum Beispiel in Alsdorf 2009: Der „Kreuzweg" von Hermann Simon nach Texten von Ruth Schaumann „folgt den 14 Stationen des Ganges Jesu vom Gericht bis zum Tod und seiner Grablegung [...] Jesu Gang erscheint dabei als Auseinandersetzung von Welt und Geist, von Hass und Liebe, von Gewalt und Duldsamkeit, bei der die Liebe nur scheinbar vom Hass besiegt wird. In mystischen Bildern und Deutungen

spürt Ruth Schaumann dem Sinn von Leid und Tod nach – bis hin zur Erkenntnis der Schlussstrophe ‚Das Erbarmen hat gesiegt'."[13]

„Der mächtige Herr"

Der „Heliand" ist ein Epos von mehr als 6000 Versen „über das Leben Jesu nach der Evangelienharmonie[14] des Tatian, entstanden in der Mitte des 9, Jahrhunderts". Den Titel erhielt das Werk von Johann Andreas Schmeller, der 1830 die erste wissenschaftliche Textausgabe veröffentlichte.[15] Das von Schaumann illustrierte Bändchen benutzt die Übersetzung aus dem Altdeutschen von Karl Simrock, gekürzt von Kurt Ihlenfeld.

„Der Judaskuss". Holzschnitt aus Schaumann: Der mächtige Herr 1938.

Ruth Schaumann schuf Holzschnitte für eine Ausgabe unter dem Titel „Der mächtige Herr"[16]. Die Holzschnitte, im Original 15,5x15,5 cm groß, „sind aus der freudigen Begegnung mit dem alten, immer neuen Sachsenlied entstanden, und wollen auch andern den Weg zu Heliand weisen."[17]

Kreuzweg in Bornheim-Roisdorf (Erzbistum Köln)

Der Kreuzweg auf dem Lindenberg verdankt seine Entstehung einem Gelübde, das die Gemeinde im Jahre 1944 ablegte.[18] Angesichts der Kriegslage entschloss sich Pastor Ossenbrink „gemeinsam mit der Pfarrgemeinde ein für alle künftigen Zeiten bindendes Gelübde abzulegen: [...] ‚Wir geloben zum Danke für alle erlangten Wohltaten nach dem Kriege einen Kreuzweg im Freien zu errichten und ihn wöchentlich in der Fastenzeit zu beten'."

Das Gelübde wurde nicht vergessen: Am 1. Juli 1945 segnete der Franziskanerpater Epiphanius Marx „die zunächst aus hölzernen Bahnschwellen errichteten Kreuzwegstationen auf dem Lindenberg ein, einen ‚provisorischen Kreuzweg, der ex voto errichtet worden ist und baldmöglichst durch einen solchen in Stein ersetzt werden soll', wie die

Kreuzwegbilder von Bornheim-Roisdorf. Farbige Holzschnitte, 1930er Jahre.

Pfarrchronik vermerkt. Immerhin achtete man auch bei den vorläufigen Stationen auf eine künstlerisch ansprechende Gestaltung. So befestigte man an den Holzschwellen gerahmte farbige Holzschnitte des Kreuzwegs, gefertigt von der renommierten Münchner Künstlerin Ruth Schaumann (1899-1975) – sie sind heute noch im Pfarrarchiv erhalten". Die Kreuzwegbilder entsprechen denen in St. Anna/Frankfurt, Heilig Blut/München-Bogenhausen und Winthirkirche/München-Neuhausen.

Im Jahre 1962 hat man die Schaumann-Stationen durch die von Bildhauer Alois Wyrobek (Köln-Mülheim) geschaffenen Basaltstelen ersetzt. Die Stationen wurden am 19.4.1962 von P. Hermann Josef Lauter OFM vom Kreuzberg in Bonn gesegnet.

Kreuzwege in Kirchen

In diesen Kirchen hängen nach meiner bisherigen Kenntnis Ruth-Schaumann-Kreuzwegbilder:

- Frankfurt, Kirche St Anna (Bistum Limburg)

Zur Ausstattung gehört ein Kreuzweg; er besteht aus 14 kolorierten Holzstichen, die von der Künstlerin Ruth Schaumann signiert sind. Am Karfreitag 1952 wurden sie gesegnet. Die Bilder sind heute links vom Altar an der Wand und schräg gegenüber an der rechten Rückwand angebracht, sie „beeindrucken durch ihre Schlichtheit und Strenge sowie durch ihre starke Ausdruckskraft".[19] In der Kirchenbeschreibung heißt es: „Weitere Exemplare dieses Kreuzwegs [von Ruth Schaumann] existieren außerdem in den Kirchen in Roisdorf bei Bonn und in München-Bogenhausen. Daneben gibt es noch ähnliche Kreuzwegbilder der Künstlerin in Badenweiler, Bad Marienberg, Falscheid bei Lebach und in St. Josef in Frankfurt-Bornheim."[20]

- München-Bogenhausen, Heilig Blut (Erzbistum München-Freising)

Die Kirche wurde 1934 errichtet. Den Kreuzweg (handkolorierte Holzschnitte) schuf Ruth Schaumann. Er war früher beidseitig angeordnet, heute nur auf der rechten Seite. Es scheint sich um Originalabzüge von Holzschnitten zu handeln, denn sie sind mit Bleistift von Ruth Schaumann signiert. Die Drucke sind in keinem guten Zustand, sie haben an den Rändern Wasserflecken und sind ziemlich vergilbt. Sie sind in schmalen silberfarbenen Rahmen hinter Glas gerahmt. [21]

- Badenweiler, Marienkapelle (Erzbistum Freiburg)

Die Marienkapelle wurde 1862 als achteckiger Bau im byzantinischen Stil für Kurgäste errichtet. Im Inneren finden sich 14 kolorierte Holzschnitte von Ruth Schaumann als Kreuzweg.[22]

- Bad Marienberg, Pfarrkirche Maria Himmelfahrt/Westerwald (Bistum Limburg)

Der Ruth-Schaumann-Kreuzweg wurde 1934 in der Dominikus-Boehm-Kapelle aufgehängt, wie aus einer Zeitungsnotiz hervorgeht: „Ein Kreuzweg von der berühmten Künstlerin Ruth Schaumann in Holzschnitt mit Handabzug geschaffen, vervollständigt die anziehende

und geschmackvolle Ausstattung des Kirchleins."[23] Nachdem jahrzehntelang verschwunden hängen die Kreuzwegbilder wieder in der Kapelle. Die Stationen wurden von der Firma Halbe fachgerecht, „dem angenommenen ideellen Wert entsprechend gerahmt".[24] Die 10. Station hat Pfarrer Klaus Schmidt nach der Schaumannschen Vorlage neu gemalt.

Der verlorene Kreuzweg

Über das Wiederauffinden des verschwunden geglaubten Kreuzwegs berichtet die Pfarrchronik (auszugsweise): Im Rahmen des 40jährigen Kirchenbaujubiläums 2009 predigte Pfarrer Klaus Schmidt über einen Kreuzweg, der in der alten Kapelle gehangen habe; „dass er sich so gut an ihn erinnern könne, weil er eine Station repariert habe, da sie durch die Feuchtigkeit der Kapelle beschädigt worden war". Abt Andreas aus Marienstatt „konnte sich an die alte Kapelle erinnern und wusste, dass es einen Kreuzweg darin gegeben hatte und dass die Fenster eine besondere künstlerische Anfertigung waren. Pfarrer Klaus Schmidt und Abt Andreas hatten als Schöpferin des Kreuzweges Ruth Schaumann benannt, auf deren Spuren wir dann in München stießen, wo ihr Sohn lebt und wo in der Pinakothek eine Ausstellung zu ihrem Wirken stattgefunden hatte. Vom Sohn Ruth Schumanns erhielten wir dann den Tipp, dass in Lebach im Saarland in einer Kapelle der gleiche Kreuzweg hängen würde, da es sich bei ihm um einen Holzdruck handeln würde und er aus den Unterlagen seiner Mutter nur ersehen könnte, dass Bad Marienberg den gleichen Kreuzweg erhalten habe, er aber nicht wisse, der wievielte Abzug vom Holzdruck es gewesen wäre [...] Immer wieder fingen wir die Suche von vorne an. Fragen tauchten auf: Wurde er vielleicht im Zuge der Kapellenrenovierung aus Unkenntnis über seinen ideellen und künstlerischen Wert entsorgt? Hat ihn sich jemand unter den Nagel gerissen? Wo ist der Kreuzweg? Doch plötzlich ein Ruf: in der hintersten Ecke eines Abstellraumes, unsachgemäß, aber trotz allem optimal gelagert, fanden wir ihn."[25]

- Lebach-Falscheid, Filialkirche (Bistum Tier) / Merchingen, St. Agatha (Bistum Trier)

Als herausragendes Kunstwerk befindet sich in der Kirche von Falscheid ein Kreuzweg der Künstlerin Ruth Schaumann. Die Staatliche Schule für Gehörlose und Schwerhörige in Lebach ist nach ihr benannt. „Der Kreuzweg wurde 1932 für die Kirche St. Agatha in Merchingen bei Merzig angefertigt. Dort wurden 7 Stationen durch Kriegseinwirkungen zerstört. Pfarrer Arthur Lillig konnte die erhalten gebliebenen Stationen für die Kirche in Falscheid erwerben. Er ließ den Kreuzweg 1961 durch die gleiche Künstlerin vervollständigen."[26]

- Frankfurt-Bornheim, Kirche St. Joseph (Bistum Limburg)

Der Kreuzweg im rechten Seitenschiff wurde von Ruth Schaumann geschaffen in Tempera geschaffen. Er erhielt „im Rahmen der Renovierung seinen Platz in der Kirche. Ruth Schaumann, die als sensible Künstlerin beschrieben wird,

war es in allen ihren Werken meisterhaft gelungen, Empfindungen der Menschen darzustellen“.[27]

Kreuzwegbild in Frankfurt, St. Josef. Tafelbild in Tempera auf Goldgrund, 1960.

- Mittweida, Katholische Kirche St. Laurentius (Bistum Dresden-Meissen)

Zur Ausstattung der 1907 geweihten Kirche gehören „14 Kreuzwegstationen – Holzschnitte von Ruth Schaumann“.[28]

- Berlin-Falkenberg, Kirche St. Konrad von Parzham (Bistum Berlin)

Die „St. Konrad-von-Parzham“-Kirche wurde 1939/40 erbaut.[29] An die Spende eines Gemeindegliedes war seinerzeit die Bedingung geknüpft, „die Flügelaltäre von der Künstlerin Ruth Schaumann

Kreuzwegstationen in St. Laurentius, Mittweida. Holzschnitte.

anfertigen zu lassen. Aus der Begegnung des ersten Pfarrers der ehemaligen St. Konrad-Gemeinde, Pfarrer Podolski, mit Ruth Schaumann ergab sich eine Freundschaft. So erhielt Ruth Schaumann den Auftrag für die Gestaltung des Altarbildes, des Weihnachtsbildes, der Bilder für die Seitenaltäre, der Kreuzwegstationen und der Schnitzwerke. Ruth Schaumann hat diese Kirche selbst nie gesehen".
1939 begann Ruth Schaumann ohne Auftrag den Kreuzweg zu malen. „Sie suchte selbst Stifter und bekam so viel Geld zusammen, dass eine Anzahlung für Heiligenstatuen übrig blieb. Fertigstellung und Zusendung der ersten sieben Stationen durch die Künstlerin erfolgten im Dezember 1939, die achte Station war in Arbeit. Die restlichen Stationen (8 bis 14) erreichten Falkenberg im Januar 1940. Alle Stationen waren zur vorösterlichen Bußzeit da und konnten am 04. Februar 1940 geweiht werden." Im Kreuzweg wird nach der Beschreibung durch Ruth Schaumann „die blaue Farbe der Weintraube (Marienaltar) wieder aufgenommen im Gewand Jesu, der sich von den Menschen zertreten (Kelter) lässt, um sie zu retten".
Zur Kirchenausstattung gehörte auch eine Kreuzigungsgruppe von Ruth Schaumann, im Mai 1942 aus Lindenholz gestaltet. Sie befindet sich heute im Gemeindehaus.

- Frankfurt-Oberrad, Pfarrkirche Herz Jesu (Bistum Limburg)

Der Kreuzweg wurde „1950 von Ruth Schaumann geschaffen. Da für das Werk des ursprünglich angefragten Münchener Künstlers nicht genügend Geld vorhanden

St. Konrad-von-Parzham, Berlin-Falkenberg, Innenansicht mit Kreuzwegstationen (links und rechts an der Wand). Gemalte Tafelbilder, 1939/1940.

war, malte Frau Schuhmann [sic!] auf Empfehlung dieses Malers 2 Stationen. Diese gefielen in Oberrad und sie erhielt den Auftrag für alle Stationen". [30]

- München-Neuhausen, Winthirkirche (Erzbistum München-Freising)

Ein den Bildern in Heilig Blut (München-Bogenhausen) entsprechender Kreuzweg hängt in der Winthirkirche auf dem

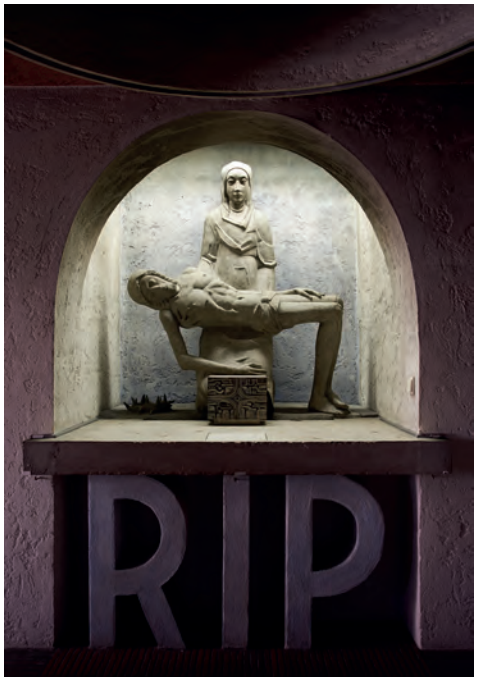
gleichnamigen Friedhof. Hier befindet sich auch die gemeinsame Grabstätte von Ruth Schaumann und ihres Mannes Friedrich Fuchs.

Kreuzweg in Frankfurt, Herz Jesu. Gemalte Tafelbilder, 1950.

Maria im Leid

Im Kontext der Passion Christi sind auch Darstellungen Mariens als leidender Mutter zu betrachten. Die Pietà gilt seit dem Mittelalter als Identifikationsfigur für Trauer und Schmerz. Hier zwei Beispiele aus dem Schaffen Ruth Schaumanns:

In der Krypta der Frauenfriedenskirche in Frankfurt befindet sich seit 1929 die Skulptur einer Pietà aus Stein von Ruth Schaumann, – das einzige von einer Frau gestaltete Kunstwerk in diesem Kirchenbau. „Es ist eine Darstellung der schmerzensreichen Mutter Jesu mit ihrem gekreuzigten Sohn, die in der christlichen Bildtradition auch als Sinnbild für alle trauernden Mütter steht, deren Söhne getötet wurden. Die Skulptur ist in ihrer Ausdrucksweise und frontalen Positionierung ohne Pathos. Die still leidende Mutter trägt mit scheinbar verstummter Miene ihren toten Sohn auf dem Schoß, so als ob sie ihn den Gläubigen zeigen würde. Das Werk soll zu Andacht, Stille, Gebet und zum Nachdenken anregen."[31]



„Pietà". Frankfurt, Frauenfriedenskirche. Steinskulptur, 1929.

In der Pfarrkirche St. Elisabeth von Thüringen in Saarbrücken findet sich eine

Pieta aus Lindenholz (1956), Stiftung der Familie Ewers (Saarbrücken): Die Pietà will „zum stillen Gebet und zur Einkehr mahnen und rufen. Auch rein von der künstlerischen, ins Reliefartige übergehenden Form, her verlangt dieses Werk ein längeres Hinsehen. Sein Effekt liegt in der Erhabenheit und Geschlossenheit [...] Man spürt bei seinem Anblick etwas davon, daß sich die Künstlerin auch als Dichterin einen Namen gemacht hat: Die Linien des Corpus, die leidvollen Züge in der Gottesmutter Gesicht, aber auch die Falten ihres Mantels wollen von den Augen verfolgt sein; denn sie erzählen von der Tragödie von Golgatha, die dann zur großen Heil-Statt für die Menschheit wurde. Sie wollen hinführen zu der kleinen Figur am linken, unteren Rand, die nach der Konzeption der Künstlerin die kleine, das Leid der Maria mittragende Seele darstellen soll". [32]

Krippe, Kreuz, Grab

Über dem Neugeborenen steht das Zeichen des Kreuzes. Bethlehem weist auf Golgatha hin, Weihnachten führt zu Karfreitag und zu Ostern.[33] Wiederholt thematisiert die Künstlerin in Wort und Bild diese symbolische Einheit und untrennbare Verbindung von Krippe und Kreuz, Krippe und Grab.

Das meditative Gedicht zur Vierzehnten Station betont diesen Bezug von Geburt Christi, Kreuzestod und Grablegung (hier die erste Strophe)[34]:

„Steinern ist der Krippentrog gewesen, /
Als die Jungfrau stumm an Dir genesen,
Steinern ist das Felsengrab. / Magd und
Mutter Dich zur Krippe legte,
In gelieh'ne Gruft, die unbewegte, / Dich
der ew'ge Vater barg.
Gleicher Stern ob Stall und Todesgarten!."

In eine Klappkarte mit Krippe und Kreuz hat Ruth Schaumann die Widmung an meine Mutter geschrieben: „[...] grüße Sie, christnächtlich und ostermorgendlich zugleich".[35]

Bemerkenswert ist die Darstellung der Grablegung (Roisdorf, München-Bogenhausen, München Winthirkirche): Christus wird – wie ein „Fatschenkind"[36] in das Leintuch gewickelt – bestattet. „Die Analogie zur Krippe mit dem in Windeln gewickelten Kind wird hier von Ruth Schaumann überdeutlich gemacht: ‚Von der Krippe bis zum Kreuz, von der Windel bis zum Leintuch', die Krippe vollendet sich."[37]

Ruth Schaumann und die religiöse Kunst im 20. Jahrhundert

In den Werken Ruth Schaumanns, so ist in einer aktuellen Würdigung zu lesen, „dominieren Motive, welche die Frömmigkeit der zum Katholizismus konvertierten Künstlerin wiedergeben und von vielen ZeitgenossInnen als Andachtswerke rezipiert wurden. Durch ihre damals moderne, leicht expressive, konzentriert klare (aber oftmals auch etwas liebliche) Ausdrucksweise wurden ihre Kunstwerke sehr erfolgreich. Im Kontext der Er-

Innenansicht der Winthirkirche mit Kreuzwegbildern, Farbige Holzschnitte, 1930er Jahre.

„Grablegung". Kreuzwegstation in der Winthirkirche.

neuerung der religiösen Kunst nach dem Ersten Weltkrieg gilt Ruth Schaumann als eine der zentralen Protagonistinnen."[38]

Schaumann-Werke

[alle: Privatbesitz Döring]

Ruth Schaumann: Der Kreuzweg. Die XIV Stationen gemalt von Ruth Schaumann. München 1934; München 1954 [mit 14 farbigen Abbildungen]

Ruth Schaumann: Der Kreuzweg. München 1960 [mit Gedichten und 14 ganzseitigen SW- Abbildungen]

Ruth Schaumann: Der mächtige Herr. Holzschnitte zum Heliand. Berlin 1938

Ruth Schaumann: Das Passional. Gedichte. München 1926, 3. Aufl. München 1950

Ruth Schaumann: Von sich selbst ... In: Die Zwiebel. Erzählungen. Erstausgabe Stuttgart 1952, Neuausgabe 1962, S, 77-80

Ruth Schaumann: Am Krippenrand. Weihnachtsgedichte. Zürich 1969

[Ruth Schaumann]: Mensch unter Menschen. Ein Ruth-Schaumann Buch mit Werken der Dichterin, Bildhauerin, Malerin und Grafikerin. Ausgewählt und zusammengestellt von Elisabeth Antkowiak. Leipzig o.J. [1972]

[Hermann Simon] Der Kreuzweg. Eine musikalische Andacht nach Ruth Schaumanns Bildwerk und Gedichten von Hermann Simon. Für einstimmigen Gesang (Gemeinde, Chor oder Solo) mit Orgel oder Klavier. Augsburg o. J.

Literatur

Ursula Ackermann: Das bildhauerische und graphische Werk von Ruth Schaumann. In: Lothar Bossle, Joel Pottier (Hrsg.): Deutsche christliche Dichterinnen des 20. Jahrhunderts. Gertrud von le Fort – Ruth Schaumann – Elisabeth Langgässer. Festschrift für Friedrich Kienecker aus Anlass seines 70. Geburtstages. Würzburg 1990, S. 93-100

Bettina Albert: Der Tod in Worten. Todesdarstellungen in der Literatur des frühen Mittelalters. Marburg 2014

Thomas Betz/Peter Fuchs: Schaumann, Ruth. In: Neue Deutsche Biographie Bd. 22, 2005, S. 591-593

Alois Döring: Weihnachtliche Werke von Ruth Schaumann. Erinnerung an eine christliche Künstlerin – eine Skizze. In: Der Bayerische Krippenfreund. Zeitschrift des Verbands Bayerischer Krippenfreunde 382 (Dezember 2017) S. 103-105

Ders.: „Am Rande der Krippe …" Weihnachtsdarstellungen der katholischen Schriftstellerin und Künstlerin Ruth Schaumann – Eine Annäherung. In: Die Weihnachtskrippe. Jahrbuch der Landesgemeinschaft der Krippenfreunde in Rheinland und Westfalen e.V.2018, S. 40–64

Die Frauenfriedenskirche in Frankfurt am Main. Hg. Freundeskreis Frauenfrieden e.V. Frankfurt o.J.

Die Pietà von Ruth Schaumann. Informationen. In: World Heritage and Arts Education No. 9 (September 2013) S. 267 mit Abb S. 272

Andreas Fuchs: Ruth Schaumann. In: Marienlexikon. Bd. 5, St. Ottilien 1993, S. 698-700

Geschichte der Kirchen in Sankt Marien Frankfurt am Main. Hg. Sankt Marien Frankfurt am Main. Redaktion: Kerstin Stoffels. Frankfurt am Main 2017

Nina Gockerell: Il bambino Gesu. Italienische Jesuskindfiguren aus drei Jahrhunderten. (Katalog zur Ausstellung im Bayerischen Nationalmuseum) München 1997

Rolf Hetsch: Ruth-Schaumann-Buch. (Die Zeichner des Volkes, Bd. VI) Berlin 1933

Karl-Heinz Jutz: Ruth Schaumann – nicht vergessen! Oder doch? Zum Beitrag „Weihnachtliche Werke von Ruth Schaumann" im „Krippenfreund" Nr. 382. In: Der Bayerische Krippenfreund 384 (2018) S. 42-43

Katholische Kirche St. Konrad von Parzham. Informationen zur Kirche und den Werken von Ruth Schaumann. Berlin o. J.

Birgit Sack: Zwischen religiöser Bindung und moderner Gesellschaft: Katholische Frauenbewegung und politische Kultur in der Weimarer Republik (1918/19–1933). (Internationale Hochschulschriften, 266) Münster 1998

Susanna Schmidt: Schaumann, Ruth. In: Lexikon für Theologie und Kirche. 3. Auflage, Bd. 9, Freiburg/Basel/Rom/Wien 2000, Sp.114

Anmerkungen

1 Ehrenmale und Gedenken in der Stadt Geilenkirchen. Ehrenmal auf dem Friedhof in Gillrath (http://www.limburg-bernd.de/Kirchen%20und%20Kapellen%20im%20Kreis%20Heinsberg/Friedhofbilder%20in%20Geilenkirchen/Gillrath,%20Ehrenmal%20Friedhof.htm; letzter Zugriff: 29.04.2018)

2 Der folgende Beitrag ist dem Andenken an meine Mutter gewidmet, die jahrzehntelang zum Freundeskreis von Ruth Schaumann gehörte.

3 Laut Fuchs 1993, S. 699 befindet sich eine Skulptur Mariens „Die Durchkreuzte" auch in Kleinwallstadt (Bistum Würzburg). Hier irrt Fuchs: Im Park des Seniorenstifts Rohe'sche Stiftung steht eine Madonna, die Ruth Schaumann zum Andenken an ihre Freundin und Haushälterin Afra Emma Elbert 1954 geschaffen hat; dazu gehört auch ein Gedicht „Madonna" (frdl. Mitteilung von Frau Angelika Drinhaus / Rohe'sche Stiftung Kleinwallstadt und Frau Franziska Zahnleiter/Heimat- und Geschichtsverein Kleinwallstadt). Abbildung der Madonna bei Döring 2018, S 65. Zu Leben und (bildnerischem) Werk siehe u.a. Ackermann 1990; Fuchs 1993; Betz/Fuchs 2005; Döring 2017; Döring 2018

4 https://de.wikipedia.org/wiki/Ruth_Schaumann#Plastiken/; letzter Zugriff: 26.04.2018

5 Schaumann: Von sich selbst ..., S. 79

6 Ackermann 1990, S. 95 und 96

7 Es stellt sich RUTH SCHAUMANN vor. In: Mensch unter Menschen, S.193

8 Siehe Betz/Fuchs 2005, passim; Der Kugelsack (Buchvorstellung des Signum-Verlags; http://www.signum-verlag.de/BTitel/3-927731-70-6.html; letzter Zugriff: 29.04.2018)

9 Siehe Ackermann 1990, S. 96

10 Schaumann: Der Kreuzweg (1934; 1964; 1960)

11 Hetsch 1933, S. 64-65

12 Simon: Der Kreuzweg

13 http://www.aachener-zeitung.de/lokales/nordkreis/choere-in-st-castor-bieten-beeindruckende-leistung-1.310776; letzter Zugriff: 20.04.2018. Weitere Aufführungsbeispiele: Aachen-Richterich (Palmsonntag 2018), Leverkusen (2016), Rachtig (2017), Schweich (2018). CD-Neuaufnahme 2017: Hermann Simon: Der Kreuzweg. Text von Ruth Schaumann. Ralph Hildesheimer als Sprecher, Wolfgang Valerius an der Orgel, Vokalensemble: St. Martin, Schweich. Leitung: Johannes Klar

14 Bezeichnung für die Verknüpfung der vier kanonischen Evangelien zu einer einheitlichen Lebensgeschichte Jesu. Siehe Lexikon für Theologie und Kirche. 3. Auflage, Bd. 3 Freiburg/Basel/Rom/Wien 1995, Sp. 1030 s. v. Evangelienharmonie

15 Lexikon für Theologie und Kirche. 3. Auflage, Bd. 4 Freiburg/Basel/Rom/Wien 1995, Sp. 1405 s. v. Heliand

16 Schaumann: Der mächtige Herr

17 Schaumann, Der mächtige Herr, Nachwort o. S. – Zur Deutung der Darstellung von Christi Leidensgeschichte im Heliand siehe Albert 2014

18 Zum folgenden siehe Der Kreuzweg am Lindenberg. Ein Gelübde aus schwerer Zeit (http://www.heimatfreunde-roisdorf.com/brauchtum/-fastenzeit-in-roisdorf/der-kreuzberg-am-lindenberg/index.html; letzter Zugriff: 26.04.2018); Vergessene Kreuzwegstationen laden erneut zur Betrachtung ein (http://www.heimatfreunde-roisdorf.com/brauchtum/-fastenzeit-in-roisdorf/verschollene-kreuzwegstationen/index.html; letzter Zugriff: 30.04.2018). – Für die Fotos danke ich Herrn Wilfried Schwarz, Heimatfreunde Roisdorf e.V.

19 Geschichte der Kirchen 2017, S. 15

20 Geschichte der Kirchen 2017, S. 15

21 https://de.wikipedia.org/wiki/Heilig_Blut_(M%C3%BCnchen); https://www.erzbistum-muenchen.de/cms-media/media-11033020.pdf (letzter Zugriff: 28.04.2016). – Auskunft über den Zustand der Holzschnitte: Caroline Weber M.A., Köln

22 http://www10.dict.cc/wp_examples.php?lp_id=58&lang=de&s=Kreuzweg/; letzter Zugriff: 26.04.2018

23 Zeitungsbericht vom 16.2.1934 (Pfarrchronik Hachenburg).

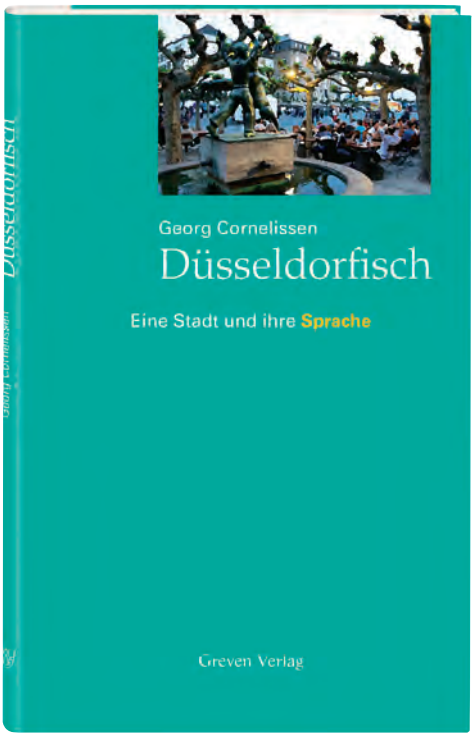
24 Für die freundliche Zusendung der Dokumente mit zusätzlichen Informationen danke ich Frau Marie Luise Gräf, Hachenburg.
25 Der verlorene Kreuzweg. In: Gemeindebrief der Katholischen Kirchengemeinde Hachenburg [2009] (Pfarrchronik Hachenburg)
26 Lebach: https://www.pg-lebach.de/wir-ueber-uns/unsere-kirchen/falscheid.html; letzter Zugriff: 26.04.2018. Merchingen: https://willibaldwaechter.homepage.t-online.de/schaumann_frm.htm; letzter Zugriff: 26.05.2018 (mit 6 Abbildungen vom Kreuzweg 1932 und 1961); https://www.saarbruecker-zeitung.de/saarland/saarland/bilder-und-poesie-zum-kreuzweg-in-merchingen_aid-1805501; letzter Zugriff: 27.04.2018
27 https://bornheim.bistumlimburg.de/beitrag/kirchenfuehrer-online/; letzter Zugriff: 26.04.2018; siehe auch https://bornheim.bistumlimburg.de/beitrag/chronik-1950-bis-1986/; letzter Zugriff: 26.04.2018. –Vermerk in der Druckausgabe von Schaumanns Kreuzweg beim Verlag Pfeiffer, München 1960: „Die Originale dieses Kreuzweges befinden sich seit März 1960 in Sankt Joseph zu Frankfurt am Main. Es sind Tafelbilder in Tempera auf Goldgrund."
28 www.navigator-leipzig-mittelsachsen.de/export/poi-901001060-5300.pdf; letzter Zugriff: 17.05.2018. – Einen Ostergruß schreibt Ruth Schaumann an meine Mutter „kurz vor Abreise in die Ostzone", um „dort im Pfarrhof zu Mittweida die Karwoche und die Osterfrühe höher und tiefer" mitzuerleben. Die Klappkarte zeigt einen „handbemalten Originalholzschnitt", der wohl das Motiv Jesus am Ölberg darstellen soll. Im Text heißt es: „im Ölberggarten [...] Herr, ich wache mit DIR, auch wenn die Jünger schlafen," [Karte vom 11.4.1973, Privatbesitz Döring]. – Die Fotoaufnahmen und Informationen über Ruth Schaumann-Werke in Mittweida (Kreuzweg; Privatkrippe) verdanke ich freundlicherweise Frau Annette Liebscher.
29 Zum folgenden siehe Katholische Kirche St. Konrad von Parzham, S. 6 und S. 13ff.
30 https://kumbo-limburg.org/parish-partner/tabenken-oberrad/; letzter Zugriff:26.04.2018
31 Die Pietà von Ruth Schaumann, S. 267 – Die Gründungsgeschichte der Frauenfriedenskirche im Kontext der katholischen Frauenbewegung und der Friedensfrage nach dem Ersten Weltkrieg erfährt eine kritische Darstellung durch Sack 1998, S. 202ff.
32 25_Jahre_St_Elisabeth_Pieta.pdf (https://www.pfarrei-st-johann.de/st-elisabeth.html; letzter Zugriff: 26.05.2018). Dort auch der Briefwechsel zwischen Pfarrer und Künstlerin „anläßlich der Pieta in unserer Kirche" sowie eine Abbildung der Pietà.
33 Siehe hierzu beispielsweise Michael Karger: Lehre mich die Weihnachtskunst. Zur Geschichte und Bedeutung des Festkreises von Advent bis Taufe des Herrn. Regensburg 2015, S. 49; Gertrud Weinhold: Das lebenspendende Kreuz. Dachau 1993, S. 49. – Ausführlicher behandelt diesen Aspekt Döring 2018 (mit Bildbeispielen)
34 Schaumann: Kreuzweg 1960, o. S.
35 Privatbesitz Döring
36 Fatschenkind: ein mit Bändern gewickelter Säugling. Vor allem bekannt ist der Jesusknabe als gefatschtes Kind, zumeist aus Wachs. Siehe z.B. Nina Gockerell: Il bambino Gesu. Italienische Jesuskindfiguren aus drei Jahrhunderten. (Katalog zur Ausstellung im Bayerischen Nationalmuseum) München 1997; Stefan Hirsch (Hg.): Dem Leben verbunden ... Fatschenkinder. Vorträge der Tagung „Dem Leben verbunden" vom 19. November bis 1. Dezember 2002 im Kloster Seeon anlässlich der beiden Ausstellungen „Historische Fatschenkinder" und „Malerei von Eckart Hahn". Benediktbeuern 2005
37 Mündlich Caroline M. Weber, Köln
38 Die Pietà von Ruth Schaumann, S. 267. – Das künstlerische Schaffen wird allerdings durchaus divergent beurteilt. Wolfgang Braungart z.B. sieht ihr Werk betont kritisch: „Die Nähe zum Kitsch und zum Kunstgewerblichen gilt in vielleicht noch stärkerem Maße [als das literarische Oeuvre] für Schaumanns Arbeit als bildende Künstlerin." Wolfgang Braungart: Ruth Schaumann – Autorin und Künstlerin des katholischen Milieus. In: Ders.: Literatur und Religion in der Moderne. Studien. Paderborn 2016, S. 385-404, hier S. 394

LESEN

Düsseldorf und Düsseldorfisch

In Düsseldorf nimmt der Dialekt, „Platt“ genannt, eine herausragende Position in der städtischen Traditionspflege ein. Ohne *Baas, Möschesonntag* oder *Retematäng* geht es nicht. Wörter wie *gripschen* oder *Dönekes* gefallen den Menschen in Düsseldorf, ebenso Namen wie *Kappes-Hamm* und *Jan Wellem*. Welche Vokabeln sind den Düsseldorfern noch besonders lieb? Wie stehen sie überhaupt zu ihrer eigenen Sprache? Was fällt ihnen daran besonders auf? Fragen wie diese bilden einen der Themenkomplexe in dem neuen Buch des ILR-Sprachforschers Georg Cornelissen. Es umfasst Wörter, Namen, Sprachformen und Sprechweisen, die in der Landeshauptstadt beheimatet sind oder als ortstypisch betrachtet werden. Sie tragen auf ihre Weise zur Identifikation mit der Stadt bei. Nachlesen lässt sich außerdem, was hinter einigen der schönsten Düsseldorfer Wortgeschichten (u. a. *Killepitsch*) steckt und warum besonders markante Wörter auch in der Umgangssprache, dem „Regiolekt“, noch vorkommen – von *gripschen* über *Mostert* bis hin zum *Plümmo*.

Ein anderes großes Thema drängt sich mit der „Benrather Linie“ auf, die ja von ihrem Entdecker Georg Wenker nach diesem heutigen Stadtteil Düsseldorfs benannt worden ist. Welchen Verlauf nimmt die für die Einteilung der deutschen Dialekte so wichtige Linie eigentlich im Raum Düsseldorf, wo genau ist sie zu finden? Diese Fragen werden anhand sprachlicher Merkmale detailliert beantwortet, außerdem bietet das Buch einige Fotos, auf denen der Verlauf der Benrather Linie in und bei Düsseldorf exakt markiert wird.



Georg Cornelissen:
Düsseldorfisch.
Eine Stadt und ihre Sprache.
Greven Verlag, Köln 2017.
96 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Sprachkarten.
ISBN 978-3-7743-0685-1.

LESEN

Regionalität und Globalisierung im Rheinland

Aktueller volkskundlicher Sammelband zur Konstruktion einer Region

Auf dem Cover des Buches „Erfinden | Empfinden | Auffinden. Das Rheinland oder die (Re-)Konstruktion des Regionalen im globalisierten Alltag" tummeln sich Lego-Figuren: Bauarbeiter mit Schubkarre und Schaufel stehen auf einer Landkarte und beginnen, in der Gegend zwischen Köln, Bonn, Königswinter und Siegburg mit der Einrichtung ihrer Baustelle. Die Bildidee bricht den komplexen Titel des Sammelbandes auf eine alltägliche Ebene des Kinderspiels und leitet damit fast schon automatisch zu den Kernfragen dieses pointierten Bandes: Was ist eigentlich gemeint mit der wissenschaftlichen Positionierung von der Konstruiertheit räumlicher Kategorien wie Region, wie funktioniert das im Alltag, wie ist dieses Konstrukt historisch entstanden und gewachsen?

Die Herausgeberinnen Katrin Bauer und Andrea Graf haben für diese Fragen den Dreiklang vom Erfinden, Empfinden und Auffinden des Titels auch – allerdings erweitert um ein viertes, das Ausstellen, zur Gliederung des Sammelbandes genutzt und erläutern in ihrer Einführung diese Aspekte: „(...) unterschiedliche Bedeutungs- und Funktionsebenen von Regionalität und Identität" werden „in all ihren Widersprüchlichkeiten" in ihren „historischen, politischen, alltagskulturellen und emotionalen Bezügen" (S. 9) ausgelotet. Dabei kreisen alle Beiträge um sehr konkrete kulturelle Phänomene und Prozesse in verschiedenen Regionen und Orten des Rheinlandes; die jeweils präzisen Verortungen, Fragestellungen und ihre kontextorientierten fundierten Erörterungen durch die Autorinnen und Autoren machen den besonderen Charme dieses Buches aus.

Entstanden ist der Band aus der Tagung der Bonner Gesellschaft für Volkskunde und Kulturwissenschaften, die 2015 ihr 10jähriges Bestehen mit einer zweitägigen wissenschaftlichen Tagung zum Rheinland feierte. Carsten Vorwig beschreibt im einleitenden Bericht „Hexenturm statt Elfenbein" Entstehung und Entwicklung dieses für die volkskundlich-

kulturwissenschaftliche Arbeit in der Region hochengagierten Vereins, der sich sehr schnell zu einem wichtigen Gesprächs- und Kooperationspartner vieler Kultur- und Wissenschaftsinstitutionen im Rheinland entwickelt hat – die Autorinnen und Autoren, die überwiegend aus Museen, Universität und Einrichtungen des Landschaftsverbandes Rheinland kommen, belegen diese engen und konstruktiven Beziehungen.

So finden sich in dem Sammelband Aufsätze zur Bedeutung von regionaler Identität im Kontext der Geschichte der preußischen Rheinprovinz (Georg Mölich: „Zur Konstruktion einer Region im 19. Jahrhundert. Von den „Rheinlanden" zur preußischen „Rheinprovinz" – ein Überblick"), zur lokalen Konfessionsgeschichte der Stadt Mönchengladbach, die das Klischee vom katholischen Niederrhein dekonstruiert (Karl-Heinz Wiegmann: „Warum der Niederrhein nie katholisch wurde. 300 Jahre Konfessionsgeschichte seit Luther am Beispiel Mönchengladbachs"), zum Rheinland im Schulbuch (Lina Franken), in privaten Fotoalben (Katrin Bauer) und in Weihnachtskrippen (Markus Walz). Die Beiträge bleiben nicht historisch, sondern greifen aktuelle gesellschaftliche Prozesse wie den soziokulturellen Wandel im Bonner Stadtbezirk Bad Godesberg (David Johannes Berchem) und das Entstehen neuer Rituale in einer eventisierten Feierkultur am Beispiel der in Köln zelebrierten Junggesellenabschiede (Andrea Graf) auf. Auch dabei zeigt sich, das Regionalität, regionale Stereotype und Symbole eine zentrale Bedeutung haben. Selbst in der Diskussion um die Verwaltungsstrukturreform in Nordrhein-Westfalen 1999 zeigen regionale Identitäten und Klischees von Rheinland und Westfalen erhebliche Wirkung (Sebastian Scharte), ebenso wie im Kontext aktueller EU-Förderprogramme wie LEADER, bei dem lokale Akteure und professionelle Planungsbüros Konzepte einer Region entwickeln und nach Bewilligung auch in die Realität umsetzen (Ove Sutter: „Symbolische Produktionen regionaler Identitäten im Lokalen. Entwickungsstrategien ländlicher Räume"). Der abschließende Beitrag des Züricher Kulturanthropologen Bernhard Tschofen fasst das Thema Regionalität und ihre Konstruiertheit allgemeiner zusammen. Tschofen verweist auf die Vielgestaltigkeit von Regionalität im Alltag, die sich durch Relationalität und Ungleichzeitigkeiten auszeichnet. Am Beispiel von Konflikten um Kulturerbe/cultural property, die Aushandlungen von Traditionen zu Eigentum und ihre regionale Festschreibung sowie im Kontext von Migration und Tourismus zeigt Tschofen Potentiale und Gefahren der Nutzung von Regionalität als Argument auf.

Insgesamt vermittelt der Band einen spannenden Einblick in Facetten von Regionalität, stets am Beispiel Rheinland verhandelt und vermittelt.

Katrin Bauer, Andrea Graf (Hrsg.):
Erfinden | Empfinden | Auffinden. Das Rheinland oder die (Re-)Konstruktion des Regionalen im globalisierten Alltag.

Mit Beiträgen von Bernhard Tschofen, Georg Mölich, Karl-Heinz Wiegmann, David Johannes Berchem, Ove Sutter und anderen.
Waxmann-Verlag, Münster (u.a.) 2018.
197 Seiten, 12 Abbildungen.
ISBN 978-3-8309-3676-3

LESEN

Das Münsterland und sein Dialekt (Teil 2)

Das ging schnell. Wurden noch in der letzen Ausgabe dieser Zeitschrift (AIR 2017, S. 99) in der Vorstellung von Markus Denklers Buch „Das münsterländische Platt" weitere „Bändchen für andere Dialektregionen" angemahnt, so erscheint nun im Jahresrhythmus der zweite Band der Reihe „Westfälische Mundarten", die schon jetzt als vorbildlich gelten kann.

Diesmal geht es um das westmünsterländische *Sandplatt*, das von dem im ersten Band beschriebenen *Kleiplatt* im Osten deutlich unterschieden ist und damit auf eine der ungewöhnlichsten und interessantesten Sprachgrenzen überhaupt verweist. Denn die war früher tatsächlich in der Landschaft als dünn besiedelter Moor-Heide-Gürtel deutlich zu erkennen. „Dieser Ödlandstreifen trennte die fruchtbaren Gebiete des Kernmünsterlandes mit reichen Ernteerträgen auf schwerem ‚Kleiboden' von den mageren Sandböden und kargen Lebensbedingungen im Westen – und damit die ‚dicken Kleibauern' von den ‚armen Sandbauern'." Diese sich also auch in der Sprache ausdrückenden sozialen Gegensätze können ältere Mundartsprecherinnen noch heute benennen: *He kümp van'n Kläi nao'n Sand* (wenn sich die wirtschaftliche Situation verschlechtert) oder *Van'n Sand kümt wull en gudd Kind, owwer selten en gudd Rind* (Vom Sand kommt wohl ein gutes Kind (Dienstmädchen), aber kein gutes Rind).

Man sieht, dass die Lektüre des von Ludger Kremer verantworteten Bandes auch für Rheinländer spannend sein kann. Wie am Niederrhein ist die Geschichte des Westmünsterländischen eng verzahnt mit dem Niederländischen und der langen nachbarschaftlichen Geschichte. Viele niederländische Lehnwörter dürften Niederrheinerinnen durchaus bekannt vorkommen: *Kickfors* (Frosch), *Baas* (Chef), *Beschuit* (Zwieback), *Buurt* (Nachbarschaft), *Dweil* (Aufnehmer), *Fiets* (Fahrrad) oder *mooi* (schön); und wie in Raesfeld hat es auch in Mönchengladbach früher viele niederländische „Gastarbeiter" gegeben, die als Weber gearbeitet haben. Selbst die vielen kleinräumigen Unterschiede, die so typisch für die rheinische Sprachlandschaft sind, findet man auch bei unseren Nachbarn im Norden.
Es ist nicht leicht, so über eine Sprache zu schreiben, dass ein auch für (sprachfremde) Laien erkennbares Portrait entsteht. Ludger Kremer gelingt dies ganz ausgezeichnet, indem er sehr viele anschauliche Sprach- und Wortkarten verwendet, jede Analyse mit entsprechenden Mundartbeispielen unterfüttert und die Bildhaftigkeit des *Sandplatt* in vielen Redewendungen

aufscheinen lässt. Und als I-Tüpfelchen können akustische Tonbeispiele dieser für moderne Ohren noch sehr archaisch klingenden Mundart über QR-Codes abgerufen werden. Aber auch moderne Sprachentwicklungen werden nicht ausgespart: Wer spricht überhaupt noch Platt? Wie sprechen jüngere Menchen im Westmünsterland? Wie sieht die Zukunft des *Sandplatt* aus? Fragen, die auch im Rheinland immer wieder gestellt werden.

Bleibt zu hoffen, dass die nun begonnene Portraitgalerie westfälischer Dialekte weiter wächst und die Startgeschwindigkeit der Veröffentlichungen der neuen Reihe eingehalten werden kann. Denn da sind ja noch die südwestfälischen und ostwestfälischen Mundarten …

Ludger Kremer:
Das westmünsterländische Sandplatt.
(Westfälische Mundarten, Band 2).
Aschendorff Verlag, Münster 2018.
110 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Hörproben.
ISBN 978-3-402-14345-2.

LESEN

Von Maikönigspaaren, Maibäumen und Junggesellen

Körrenzig und das Rheinland

Das Buch „Maibräuche im Rheinland" ist eine ungewöhnliche Festschrift zum Jubiläum eines lokalen Junggesellenvereins. 175 Jahre alt wird der Junggesellenverein Körrenzig im Jahr 2018, der Vorstand

nahm das Festjahr zum Anlass, eine umfassende Studie zu Maibräuchen im Rheinland zu erarbeiten. Dieser fundierte Blick über den Tellerrand der eigenen, für Bräuche ja typischen lokalen Formationen und Traditionen hinaus zeichnet dieses Buch aus. Einer der maßgeblich verantwortlichen Autoren und Redakteure, Simon Matzerath, erläutert in der Einführung das Ziel des Bandes: Ihm geht es um eine Darstellung der Maibräuche im Rheinland allgemein, am Fallbeispiel Körrenzigs orientiert aber offen für die vielen Varianten, das Aufnehmen aktueller Formen ebenso wie die Darstellung historischer Entwicklungen und eine durch die Binnensicht von Vereinsmitgliedern Innendarstellung eines für Außenstehende oftmals merkwürdig erscheinenden Brauchkomplexes.

Diese Ziele sind erreicht worden. Ein erster ausführlicher Beitrag von Alois Döring stellt Maibräuche in ihren vielen Variationen vor und diskutiert Bedeutungen und Funktionen. Guido von Büren und Simon Matzerath stellen das Vereinswesen rund um den Maibrauch im gesamten Altkreis Jülich in seiner historischen Entwicklung dar. Im Anschluss führt Matzerath sämtliche Quellen zum Junggesellenverein Körrenzig von 1843 bis 2018 auf und zeigt damit einen ungewöhnlichen Einblick in die lokalen Formen des Maibrauchs. Wie es sich für eine Vereinsfestschrift gehört, sind die Maikönigspaare und die geschäftsführenden Vorstände im Junggesellenverein Körrenzig aufgeführt, von 1932 bis 2018. Kartenmaterial zum Maibrauch im Rheinland und der Dank an die Förderer der Publikation runden das lesenswerte, reich bebilderte und informative Buch ab.

Maibräuche im Rheinland.
Herausgegeben von Simon Matzerath für den Junggesellenverein Körrenzig 1843 e.V.
Ammianus-Verlag, Aachen 2018.
135 Seiten, zahlreiche Abbildungen.
ISBN 978-3-945025-94-9

LESEN

„Monte Quasellino" – ein Buch für einen Viersener Erinnerungsort

Was soll das sein, „Monte Quasellino"? Wer zwischen 1971 und 1996 die Viersener Innenstadt besuchte, wird ihn kennen:

ein spiralförmiges Betongebilde, als Sitz- und Diskutierpyramide geplant, mitten in der Fußgängerzone gebaut. Modernes Stadtdesign als Angebot für die Bürgerinnen und Bürger, heiß diskutiert, kritisiert und beschimpft, aber auch angenommen und vereinnahmt, beispielsweise von Jugendlichen als Treffpunkt, Ort zum Aufenthalt, feiern, quatschen, „abhängen" würde man heute sagen. Der Betonklotz wurde aber auch spontan genutzt, als Bühne, als Rednerpult, von Politikern, Musikern, Künstlern – als Spielplatz von Kindern. Torsten Eßer hat diesem Ort ein Buch gewidmet: der erste Teil ist eine sehr gut recherchierte und dargestellte Geschichte des Bauwerks, verbunden mit der Darstellung der Diskussionen, die dieser Ort in der Viersener Stadtgesellschaft auslöste. Integriert in das lokale Beispiel Viersen ist eine bisher ungeschriebene

Geschichte der Fußgängerzone, auch hierfür gebührt Eßer großer Dank. Als zentraler städtischer Ort, symbolischer Raum für Urbanität und Moderne ist die Fußgängerzone ein vielschichtiger Raum zwischen Ökonomie und Kultur, Begegnung, Kommunikation und Anonymität. Die Geschichte des Monte Quasellino ist exemplarisch für die Entwicklungen der Fußgängerzonen, auch mit dem Abriss und der Neugestaltung des Platzes ab 1996, der nicht nur über Viersen, sondern allgemein etwas über Lebensrealitäten in deutschen Innenstädten erzählt. Der zweite Teil versammelt persönliche Erinnerungen, Geschichten, Zeichnungen und Fotos rund um den Monte Quasellino. Hier hat der Autor wirkliche Schätze zusammengebracht, zeigt anhand privater, alltäglicher Quellen und persönlicher Erinnerungen die Bedeutungen, die der Monte Quasellino für die Menschen in Viersen hatte, vor allem für die Generation des Autors, der von sich selbst schreibt, er habe die „wilden Jahre" am Monte selbst erlebt. Für ihn war dieser Ort ein Treffpunkt mit Freunden, ein Ort für Jugendliche, des Erwachsenwerdens.

Vielleicht ist es dem Autor und auch den Beiträgerinnen und Beiträgern erst in dem Moment klar geworden, als sie ihre Erinnerungen aufgeschrieben und in alten Fotos geblättert haben: Der Monte Quasellino ist ein klassischer Erinnerungsort: auch, wenn er nicht mehr existiert, regt er zum Austausch, zum Reden, zur Kommunikation an und ruft Erinnerungen an eine wichtige Zeit in der eigenen Biographie hervor. Sehr schön gemacht ist die Trennung der beiden Teile durch einen Kniff beim Satz: Dieses Buch ist von vorne wie von hinten lesbar.

Torsten Eßer:
Das Monte-Buch. Die Geschichte des „Monte Quasselino" und der Viersener Fußgängerzone (1971-1996) / Torsten Eßer (Hrsg.): Das Monte-Buch. Spirale der Freude, Spirale des Grauens.
Iris Kater Verlag & Medien, Viersen 2017.
117 und 63 Seiten, zahlreiche Abbildungen.
ISBN 978-3-944514-29-1

KUCKEN

Bäume · Menschen · Sägen. Arbeitswelt Forst

Nicht nur als grünes Ausflugsziel und wichtiger Bestandteil unseres Ökosystems ist der Wald von Bedeutung. Der Wald ist ein zentraler regionaler wie globaler Wirtschaftsfaktor als Rohstofflieferant und Arbeitsplatz. Forstwirtschaft ist ein hochkomplexes System, in dem Ökonomie und Ökologie berücksichtigt werden. Und, so fasst es der Förster in Stolberg-Zweifall zusammen, „der Wald gehört uns allen". Der volkskundlich-kulturanthropologische Dokumentarfilm stellt die Menschen vor Ort ins Zentrum: Förster, Forstwirte und Auszubildende im Forstbetriebsbezirk Stolberg-Zweifall, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zweier regionaler Sägewerke sowie Menschen, die sich ehrenamtlich im „Museumssä-

gewerk Zweifall" engagieren, wurden bei ihrem Arbeitsalltag im Wald und im Sägewerk begleitet.

Sie erzählen von ihrer Arbeit, von technischem Wandel und der Bedeutung des Waldes. Deutlich wird dabei die Faszination für den Forst als Arbeitswelt sowie die wirtschaftliche, ökologische und ortsgeschichtliche Bedeutung, die der Wald und die Holzproduktion in der Region für die Menschen haben.

Der Film entstand aus einem Kooperationsprojekt mit dem Förderverein des Museumssägewerks. Auf der DVD sind neben dem Hauptfilm fünf Kurzfilme, die für die Medienstation im Museum gedreht wurden, sowie die Kurzfassungen von fünf älteren LVR-ILR-Filmproduktionen, entstanden zwischen 1976 und 1989, zu verschiedenen Themen des Holzgewerbes als Bonusmaterial versammelt.

Bäume · Menschen · Sägen.
Arbeitswelt Forst
Stolberg-Zweifall/Würselen 2017/18
DVD-Video
Hauptfilm 40 Min. | 10 Zusatzfilme 85 Min.
| mit umfangreichem Booklet
Preis:15 Euro

Zu bestellen:
LVR-Institut für Landeskunde und
Regionalgeschichte
Endenicher Str. 133
53115 Bonn
e-mail: Gabriele.Scheibe@lvr.de

HÖREN

Ganz NRW auf einer CD
Alle Dialekte des Landes: 44 Sprachaufnahmen aus zwei Jahrhunderten

Vom niederrheinischen Platt in Kleve-Keeken an der niederländischen Grenze über das Kölsche bis hin zur Sprache des Wittgensteiner Landes, die schon stark hessisch geprägt ist: Vom ostwestfälischen Plattdeutsch über das Münsterländische bis zur Eifler Mundart: Alle Dialekte Nordrhein-Westfalens sind – in Beispielen – auf einer neuen CD zu finden, die 2018 gemeinsam herausgegeben wurde vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) und vom Landschaftsverband Rheinland (LVR).

Die CD enthält insgesamt 44 Aufnahmen, alle Dialektregionen sind vertreten, hochdeutsche Übersetzungen helfen beim Verstehen. Für viele Menschen im Lande, vor allem für ältere, ist der Dialekt die eigentliche Sprachheimat: Hier wird hörbar, wie sie klingt. Das Besondere an der CD ist, dass sie Sprachproben aus den 1950er Jahren und aus jüngster Zeit einander gegenüberstellt: So wird Sprachwandel unmittelbar ohrenfällig. Zusammengestellt wurde die CD von Georg Cornelissen (ILR) und Markus Denkler (Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens in Münster), die Produktion lag beim LWL-Medienzentrum für Westfalen.

Kartographie: LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Bonn

Die 44 Aufnahmen in ihrer Reihenfolge auf der CD (mit Aufnahmejahr):

- Hille (Kreis Minden-Lübbecke) 2017
- Petershagen (Kreis Minden-Lübbecke) 1957
- Stukenbrock (Schloß Holte-Stukenbrock, Kreis Gütersloh) 2016 und 1958
- Eissen (Willebadessen, Kreis Höxter) 2017
- Husen (Lichtenau, Kreis Paderborn) 1958
- Füchtorf (Sassenberg, Kreis Warendorf) 2016
- Hoetmar (Warendorf, Kreis Warendorf) 1958
- Vreden (Kreis Borken) 2015 und 1957
- Dingden (Hamminkeln, Kreis Wesel) 1997 und 1957
- Waltrop (Kreis Recklinghausen) 2017
- Castrop-Rauxel (Kreis Recklinghausen) 1957
- Warstein (Kreis Soest) 2017

- Bad Sassendorf (Kreis Soest) 1957
- Dahl (Hagen) 2016
- Brenge (Werdohl, Märkischer Kreis) 1957
- Repe (Attendorn, Kreis Olpe) 2017
- Rhode (Olpe, Kreis Olpe) 1957
- Winterberg (Hochsauerlandkreis) 2015
- Deifeld (Medebach, Hochsauerlandkreis) 1957
- Keeken (Kleve, Kreis Kleve) 1991 und 1958
- Pfalzdorf (Goch, Kreis Kleve) 2015
- Neulouisendorf (Kalkar, Kreis Kleve) 1994
- Radevormwald (Oberbergischer Kreis) 1995
- Barmen (Wuppertal) 1958
- Bracht (Brüggen, Kreis Viersen) 2015
- Breyell (Nettetal, Kreis Viersen) 1958
- Düsseldorf 2000
- Unterbach (Düsseldorf) 1958
- Köln 2000
- Gleuel (Hürth, Rhein-Erft-Kreis) 1958
- Aachen 2000
- Eilendorf (Aachen) 1957
- Niederbachem (Wachtberg, Rhein-Sieg-Kreis) 2000
- Witterschlick (Alfter, Rhein-Sieg-Kreis) 1957
- Hummerzheim (Bad Münstereifel, Kreis Euskirchen) 2017
- Iversheim (Bad Münstereifel, Kreis Euskirchen) 1957
- Burbach (Kreis Siegen-Wittgenstein) 2016
- Afholderbach (Netphen, Kreis Siegen-Wittgenstein) 1958
- Niederlaasphe (Bad Laasphe, Kreis Siegen-Wittgenstein) 2016
- Bad Berleburg (Kreis Siegen-Wittgenstein) 1957.

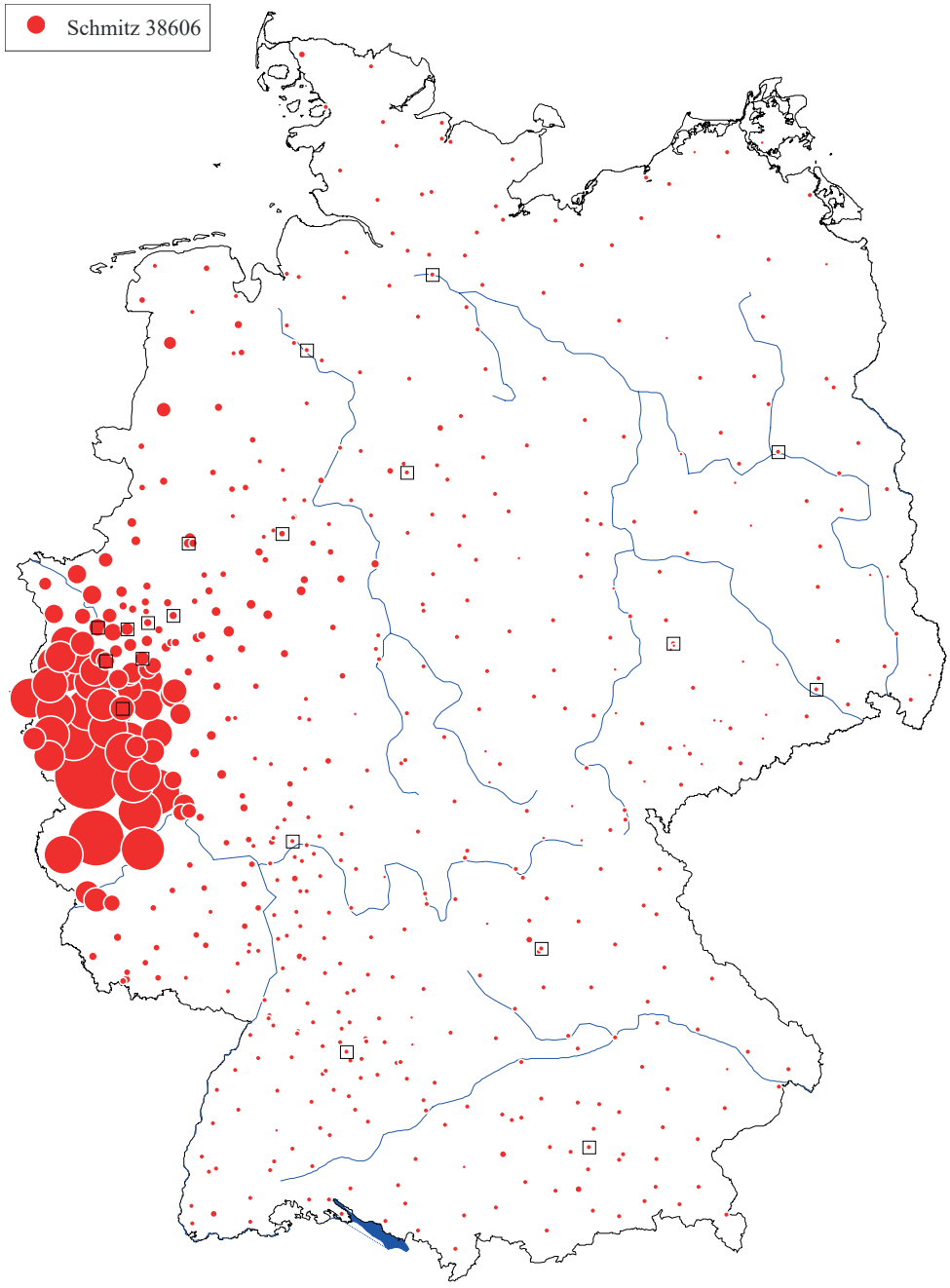
Georg Cornelissen / Markus Denkler (Hrsg.):
Die Dialekte von Nordrhein-Westfalen.
44 Sprachaufnahmen aus dem 20. und 21. Jahrhundert.
Münster 2018. ISBN 978-3-939974-65-9.
9,90 Euro.

KLICKEN

Digitales Familiennamenwörterbuch Deutschlands (DFD)

Ein Projekt im Portal namenforschung.net

Die Geschichte der Familiennamen reicht in Deutschland bis ins Mittelalter zurück. Entstanden sind sie aus unfesten Beinamen, die eine bestimmte Person näher charakterisieren sollten (z. B. nach Beruf, Wohnort oder Aussehen), damit man sie von Trägern des gleichen Vornamens eindeutig unterscheiden konnte: So war der 1264 erwähnte *Richardus Vos* (zu mittelniederdeutsch *vos* ‚Fuchs') entweder eine besonders schlaue, listige Person oder hatte rote Haare (DFD, Eintrag: *Voß*). Etwa im 16. Jahrhundert entstanden aus Beinamen wie diesen zunehmend Nachnamen, das heißt, sie wurden auch auf die Nachfahren des ursprünglichen Trägers übertragen, auch wenn die zugrundeliegende Eigenschaft auf sie nicht zutraf: So hatte der Sohn beispielsweise einen anderen Beruf als sein Vater (nicht Schmied, sondern Bäcker), bekam aber dennoch den Nachnamen *Schmitz*. Auf diese Weise


Schmitz 38606

entwickelte sich der ehemalige Beiname zu einem Familiennamen - er beschrieb nun nicht mehr eine bestimmte Person näher, sondern zeigte die Zugehörigkeit mehrerer Personen zu einer Familie an. Da bestimmte Namen natürlich häufiger vorkamen (Bäcker und Müller gab es schließlich in jeder Stadt), entwickelte sich mit der Zeit ein gewisser Bestand an deutschen Nachnamen (aktuell gibt es etwa 860.000 deutsche Familiennamen). Da es aber dennoch regionsspezifische Besonderheiten gab, z. B. in der Schreibung (*Meier, Meyer, Meyr, Mayr*, ...), bei der Verbreitung bestimmter Vornamen, die zu Nachnamen wurden (*Jan* > *Janssen*) oder bei der Bezeichnung bestimmter Berufe (*Meier* vs. *Hoffmann*), kann man auch heute noch regionale Unterschiede in der Verteilung der Familiennamen erkennen.

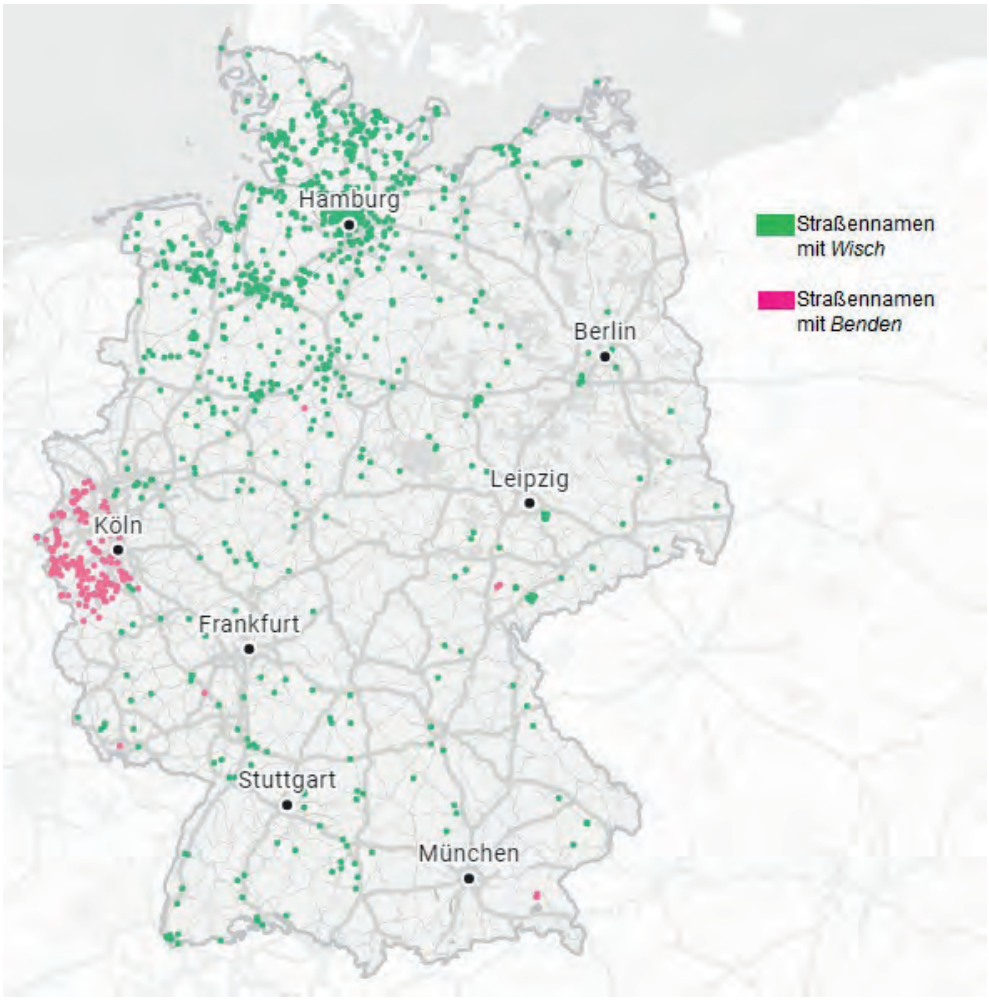
Das Forschungsprojekt „Digitales Familiennamenwörterbuch Deutschlands (DFD)" macht es nun jedem/r Interessierten möglich, sich über seinen Nachnamen zu informieren (sofern der Name schon bearbeitet wurde, das Projekt ist noch nicht abgeschlossen). Dies ist über eine Eingabe des Namens oder eines Namenbestandteils in die Suchmaske möglich (http://www.namenforschung.net/dfd/woerterbuch/liste/). Die Artikel zu den einzelnen Namen enthalten dann vielfältige Informationen. So wird die Etymologie, also die Bedeutung/die Bedeutungen des Namens vorgestellt und eine Karte mit der Verbreitung des Namens in Deutschland angezeigt. Die Daten, aus denen die Informationen über Häufigkeit und Verbreitung eines Namens gewonnen werden, stammen aus Telefonbüchern (Stand 2005). In der Kombination der Informationen kann man gut erkennen, ob ein Name besonders typisch für eine bestimmte Region ist (z. B. *Schmitz* für das Rheinland, *Klein* für Rheinland-Pfalz und Saarland, *Voß* in Norddeutschland) oder aber deutschlandweit ähnliche Verbreitung vorliegt (z. B. *Müller*). Kommt ein Nachname auch außerhalb Deutschlands vor (z. B. in Luxemburg, Österreich, Schweiz, Niederlande), werden auch hierzu Angaben gemacht, sofern entsprechende Daten dazu vorliegen. Auch wird angegeben, ob es weitere Namenformen gibt, die über eine vergleichbare Etymologie (Herkunft und Bedeutung) verfügen (z. B. *Müller* > *Möller*, *Miller*).

http://www.namenforschung.net/dfd/woerterbuch/liste/

KLICKEN

Wie oft gibt es Ihre Straße?

Straßennamen sind im Alltag eine wichtige Orientierungshilfe – ohne sie wäre es erheblich schwieriger sich in Dörfern und Städten zurecht zu finden. Doch auch als „Forschungsobjekt" sind sie äußerst interessant, spiegeln sie doch häufig die Geschichte einer Region wider: In ihnen können alte Flurnamen weiterleben, die etwas über frühere Nutzungsarten der Grundstücke verra-



ten (*An den Pferdsbenden* (Aldenhoven), *Auf den Kuhbenden* (Düsseldorf): (feuchte, eingefriedete) Wiese, auf der Pferde/Kühe weideten). Und, wie das Beispiel *Benden* zeigt, manche Straßennamen konservieren dialektales Wortgut, das in der Alltagssprache schon (lange) nicht mehr im Gebrauch ist. Das erklärt auch, warum manche Namen nur in bestimmten Gegenden Deutschlands vorkommen: Sie sind nur dort verbreitet, wo das zugrundeliegende Dialektwort heimisch war. So kommen Straßennamen mit dem Bestandteil *Benden* nahezu ausschließlich im Rheinland vor. In den niederdeutschen Dialekten im Norden der Republik wurde eine feuchte Wiese dahingegen als *Wisch* bezeichnet, dementsprechend finden sich darauf zurückgehende Straßennamen größtenteils in dieser Region.

Die Zeitung „Die Zeit“ hat nun ein Online-Tool erstellt, das es jedem/r Interessierten möglich macht, mit wenigen Klicks die Verbreitung von Straßennamen zu überprüfen: http://interactive.zeit.de/strassennamen/. Damit können deutschlandweit Muster ausfindig gemacht werden, was bisher so einfach nicht möglich war. Die Verteilungen sind natürlich nicht nur dialektbedingt, auch sozial- und kulturhistorische Gegebenheiten sowie naturräumliche Besonderheiten werden sichtbar. So finden sich *Thälmann*-Straßennamen deutlich überwiegend im Bereich der ehemaligen DDR, Namen mit dem Bestandteil *Windmühl* sind besonders in Mitteldeutschland verbreitet.
Das Tool beruht auf einer Datenbank, in die alle deutschen Straßennamen aus der freien Weltkarte OpenStreetMap eingetragen wurden, insgesamt 450.000 (Stand: Oktober 2017). Der User kann nun in einer Suchmaske den gewünschten Straßennamen (z. B. *Hauptstraße*) oder auch nur einen Bestandteil (z. B. *Pütz*) eingeben und binnen Sekunden werden alle entsprechenden Namen mit einem farbigen Punkt auf der Deutschlandkarte eingezeichnet (*Hauptstraße*: 8.245 Treffer, überall in Deutschland; Straßennamen mit *Pütz*: 235 Treffer, fast nur im Rheinland). Umso näher man heranzoomt, umso genauer kann man die Lage und den Verlauf der Straße erkennen. Außerdem erscheint neben der Karte eine Legende, in der all diese Straßennamen inklusive des Ortes, in dem sie liegen, aufgelistet werden. Klickt man nun einen Punkt auf der Karte an, wird in der Legende der entsprechende Treffer farblich hervorgehoben, klickt man auf einen Eintrag in der Legende, vergrößert sich der entsprechende Punkt auf der Karte. Um geographische Verteilungen noch genauer sichtbar zu machen, ist es auch möglich, zwei Straßennamen(bestandteile) gleichzeitig auf der Karte sichtbar zu machen. Sie werden in unterschiedlichen Farben dargestellt, Kontraste werden auf diese Weise besonders offensichtlich.

Auf der zugehörigen Seite „Straßenbilder – Mozart, Marx und ein Diktator“ (www.zeit.de/strassenbilder) werden Beispiele aus bestimmten Kategorien (Historische Bezüge, Namen aus der NS-Zeit, Regionale Phänomene) und für bestimmte Städte (Hamburg, Berlin) vorgestellt und erläutert.

Das Tool ist ein tolles „Spielzeug“, mit dem die Betrachtung von so etwas Alltäglichem wie Straßennamen aus einer neuen Perspektive möglich wird. Zurecht wurde es für den Grimme Online Award 2018 in der Kategorie „Kultur und Unterhaltung“ nominiert.

http://interactive.zeit.de/strassennamen/
www.zeit.de/strassenbilder

HINGEHEN

„Weimar im Westen – Republik der Gegensätze“
Eine Wanderausstellung der Landschaftsverbände Westfalen-Lippe (LWL) und Rheinland (LVR) im Jahr 2019

Im Rahmen des NRW-Projekts „Bauhaus 100 im Westen“ zeigt der Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) gemeinsam mit dem Landschaftsverband Rheinland (LVR) die Wanderausstellung „Weimar im Westen“, die zum Weimar-Jubiläum 2019 acht Standorte in Rheinland und Westfalen ansteuert. In vier Kinowürfeln mit insgesamt 16 Medienstationen wird die wechselvolle Geschichte der ersten deutschen Demokratie erzählt. Zum ersten Mal überhaupt beleuchtet eine Ausstellung die politischen, sozialen und kulturellen Besonderheiten, die den Westen der jungen Republik in dieser Zeit kennzeichneten und ihn teilweise gewaltig von der „Metropole“ Berlin und dem Rest des Reiches unterschieden. Bislang unbekanntes Bild- und Filmmaterial regionaler Provenienz bietet neue Einblicke in die Zeit der Weimarer Republik „im Westen“ und leistet damit einen Beitrag zur Landesgeschichte der heutigen Regionen Westfalen und Rheinland. In Anlehnung an den 100. Jahrestag der Wahl zur Weimarer Nationalversammlung (19. Januar 1919) findet der Auftakt der Tour am 23. Januar 2019 im Düsseldorfer Landtag statt. Begleitend zur Ausstellung bieten das LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte, das LWL-Medienzentrum für Westfalen und das LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte in Kooperation mit den jeweiligen Standorten weitere Bildungsangebote und -materialien an.

Weitere Informationen
https://www.lwl-regionalgeschichte.de/de/Projekte/Laufende_Projekte/weimar-im-westen/
www.weimar-im-westen.de

Ort	Ausstellungszeitraum	Eröffnung
Düsseldorf (Landtag NRW)	20.01.–15.02.2019	Mi, 23.01.2019
Lüdenscheid (Stadtmuseum)	15.02.–29.03.2019	So 17.02.2019
Köln (LVR-Landeshaus)	29.03.–08.05.2019	Mo, 01.04.2019
Dortmund (Museum für Kunst und Kulturgeschichte)	18.05.–25.06.2019	So, 19.05.2019
Bielefeld (Stadtarchiv und Landesgeschichtliche Bibliothek)	25.06.–29.07.2019	Do, 27.06.2019
Vogelsang (Vogelsang IP)	29.07.–18.09.2019	Do, 01.08.2019
Minden (Stadtmuseum)	18.09.–28.10.2019	Sa, 21.09.2019
Münster (LWL-Museum für Kunst und Kultur)	28.10.–23.11.2019	Di, 05.11.2019

SPRACHE

Adler, Astrid/Ehlers, Christiane/Goltz, Rheinhard/Kleene, Andrea/Plewina, Albrecht: *Status und Gebrauch des Niederdeutschen 2016.* Erste Ergebnisse und repräsentative Erhebungen. Mannheim 2016.

Bruchhausen, Hans: *Näel met Köpp.* Kuurt un knapp, ohne vell drömeröm. Gedichte in Rheinisch-Bergischer Mundart. Bergisch-Gladbach 2016.

Bungert, Gerhard: *Saarländisch.* So schwätze unn so schreiwe mir. Wortschatz – Sprachgeschichte – Grammatik – Schreibweise. Illustriert von Bernd Kissel. Saarbrücken 2016.

Cornelissen, Georg: *Düsseldorfisch.* Eine Stadt und ihre Sprache. Köln 2017.

Dem Schwaben sein Dativ. Neue Wortgeschichten von Wolf-Henning Petershagen. Darmstadt 2016.

Denkler, Markus/Hartmann, Dietrich/Menge, Heinz H. (Hrsg.): *Dortmund – Sprachliche Vielfalt in der Stadt.* (Niederdeutsche Studien, 59). Wien u.a. 2018.

Elmentaler, Michael (Hrsg.): *Deutsch und seine Nachbarn.* (Kieler Forschungen zur Sprachwissenschaft, 1). Frankfurt am Main 2009.

Felder, Ekkehard: *Einführung in die Varietätenlinguistik.* Darmstadt 2016.

Fellsches, Josef: *Duisburger Wortschätzchen.* Mit Zeichnungen von Johannes Habig. 5. Auflage. o.O. 2013.

Flöer, Michael: *Die Ortsnamen des Märkischen Kreises.* (Westfälisches Ortsnamenbuch, 12). Bielefeld 2018.

Glawe, Meike/Hohenstein, Line-Marie/Sauermilch, Stephanie/Weber, Kathrin/Wermer, Heike (Hrsg.): *Aktuelle Tendenzen in der Variationslinguistik.* (Kleine und regionale Sprachen, 4). Hildesheim u.a. 2017.

Haarmann, Harald: *Weltgeschichte der Sprachen.* Von der Frühzeit des Menschen bis zur Gegenwart. 3., aktualisierte Auflage. München 2016.

Herrwegen, Alice: *Die kölsche Sproch.* Grammatik der kölschen Sprache. 2., überarbeitete Auflage. Köln 2017.

Heuser, Rita/Schmuck, Mirjam (Hrsg.): *Sonstige Namenarten.* Stiefkinder der Onomastik. Berlin/Boston 2018.

Honnen, Peter: *Wo kommt dat her?* Herkunftswörterbuch der Umgangssprache an Rhein und Ruhr. Köln 2018.

Jansen, Mathilde/van der Sijs, Nicoline/Van der Gucht, Fieke/De Caluwe, Johan: *Atlas van de Nederlandse Taal.* Editie Nederland. Ontwerp & Illustraties Steven Theunis & Stijn Fabri. o.O. 2018.

Jay, Agnes: *Reeser Platt.* Ein Nachschlagewerk zur Reeser Mundart mit Anwen-

dungsbeispielen, Redensarten, Spielen, Lied- und Gedichttexten und Erläuterungen zu alten Reeser Sitten und Gebräuchen sowie zum Aufbau und zur Funktionsweise alter technischer Gerätschaften und vieles mehr. Gesammelt und hrsg. von A.J. o.O. 2017.

Kopshoff, Friedhelm: *De Schlotschmet.* Der Schlossschmied. Geschichte und Geschichten vom Schlossmacher. Velbert 2018.

Kremer, Ludger: *Das westmünsterländische Sandplatt.* (Westfälische Mundarten, 2). Münster 2018.

Kunze, Konrad/Nübling, Damaris (Hrsg.): *Deutscher Familiennamenatlas.* Band 6: Familiennamen aus Rufnamen. Von Kathrin Dräger. Berlin/Boston 2017.

Leemann, Adrian/Elspaß, Stephan/ Möller, Robert/Grossenbacher, Timo: *Grüezi, Moin, Servus!* Wie wir wo sprechen. Datengrundlage unter Mitarbeit von Marie-José Kolly, Marc Brupbacher, Christina Elmer, Daniel Wanitsch, Sarah Grimm, Sylvain Robert, Jürg Fleischer, Roland Kehrein und Patrick Stotz. Reinbek bei Hamburg 2018.

Manhold, Jörg: Rheinische Redensarten. Der rheinische Glücksratgeber. Königswinter 2018.

Meineke, Birgit: *Die Ortsnamen des Kreises Paderborn.* (Westfälisches Ortsnamenbuch, 11). Bielefeld 2018.

Nagel, Norbert/Peters, Robert: *Dr. Johannes Westermann aus Lippstadt.* Leben – Sprache – Werk. Mit einer kommentierten Textausgabe seiner niederdeutschen Schriften von 1524 und 1525. (Westfälische Beiträge zur niederdeutschen Philologie, 17). Münster 2018.

Ós moddersjproach. Wie sjrieft en zèt/zet me dat in't Völser, Lemieëzjer en Vielender plat. Vertaling naar Limburgs dialect. Samengesteld door Juus Erven, Jo Kern, Hans Geerkens, Peter Klein, Christel Kern. Vaals 2017. (mit CD)

Pasch, Jupp: *Dat wor et. Das war's.* Krefeld-Hüls 2017.

Ramge, Hans: *Hessische Familiennamen.* Namengeschichten. Erklärungen. Verbreitungen. Heidelberg u.a. 2017.

Schleier, Elisabeth: *Bönnsch – Wie jeht dat?* Bönnsch füé Bejinners, ein Crash-Kurs in bönnscher Mundart. Bonn 2018.

Schmitt, Horst: *Platt ist nicht platt.* Eine Hommage an meine Trierer Muttersprache. Trier 2018.

Stuckmann, Manfred: *Et woor wie et woor.* Jereimte Erenneronge op Langefääler Platt. Mit Illustrationen von Leonore Müller-Gladen. o.O. 2015.

Teweschen Hochtiet: Eine niederdeutsche Bauernkomödie aus dem 17. Jahrhundert. Hrsg., ins Neuhochdeutsche übersetzt und kommentiert von Michael Elmentaler,

Luisa-Marie Bodenstein, Anna Borcherding, Simon Heiniger, Marc-Hendrik Lassen, Jenny Schlichting und Merle Schultz. (Westfälische Beiträge zur niederdeutschen Philologie, 18). Münster 2018.

Ulrings, Guus: *Dinkend aan Limburg.* (platbook, 18). Maastricht 2017.

van Loon, Jozef: *Lo, Donk, Horst.* Taalkunde als sleutel tot de vroege middeleeuwen. Gent 2017.

Walraven, Frans/Hilkens, Peter: *'t Gruin Buikske van 't Zittesj.* Spellinggids van het hedendaagse Sittards. Willy Dols Stichting. Sittard 2015.

Wie os d'r Schnabel jewaaße öss. Geschichten, Gedichte und Anekdoten von Anrather Mundartdichtern. Zusammengestellt von Friedel Kluth. Vom Bürgerverein Anrath. o.O. 2017.

Zehetner, Ludwig: *Der kleine Zehetner.* Bairisches Deutsch kompakt. Kompakt-Fassung von Ludwig Zehetner: Bairisches Deutsch. Lexikon der deutschen Sprache in Altbayern. Regensburg 2017.

VOLKSKUNDE

Althammer, Beate: *Vagabunden.* Eine Geschichte von Armut, Bettel und Mobilität im Zeitalter der Industrialisierung (1815–1933). Essen 2017.

Bauer, Katrin/Graf, Andrea/Vorwig, Carsten (Hrsg.): *Erfinden | Empfinden | Auffinden.* (Re-)Konstruktionen des Regionalen in globalisierten Alltagen. (Bonner Beiträge zur Alltagskulturforschung, 12). Münster u.a. 2018.

Bauerngärten im ländlichen Raum – zwischen Tradition und Innovation. Hrsg. vom Bund Heimat und Umwelt in Deutschland (BHU). Dokumentation der Tagung am 1. September 2017 in Starkow. Rheinbach 2018.

Cantauw, Christiane (Hrsg.): *Von Häusern und Menschen.* Berichte und Reportagen vom Bauen und Wohnen in den 1950er Jahren bis heute. (Rückblick, 9). Münster u.a. 2017.

Eßer, Thorsten: *Das Monte-Buch.* Die Geschichte des „Monte Quasselino" und der Viersener Fußgängerzone (1971-1996). Viersen 2017.

Flieger, Ute Elisabeth/Krug-Richter, Barbara/Winterberg, Lars (Hrsg.): *Ordnung als Kategorie der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Forschung.* (Saarbrücker Beiträge zur Historischen Anthropologie, 1). Münster u.a. 2017.

Flor, Valeska (Hrsg.): *Zwischen Landlust und Landfrust.* Vorstellungen vom Leben auf dem Land. Ein Ausstellungsprojekt von Studierenden der Kulturanthropologie, Universität Bonn. Düren 2017.

Hammerl, Tobias: *LEGO. Bausteine einer volkskundlichen Spielkulturforschung.* (Regensburger Schriften zur Volkskun-

de/Vergleichenden Kulturwissenschaft). Münster u.a. 2018.

Leggewie, Claus: *50 Jahre '68.* Köln und seine Protestgeschichte. Köln 2018.

Maibräuche im Rheinland. Hrsg. von Simon Matzerath für den Junggesellenverein Körrenzig 1843 e.V. Aachen 2018.

Maurer, Benedikt/Stahl, Enno (Hrsg.): *Düsseldorfer Erinnerungsorte.* Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv Düsseldorf. Essen 2018.

May, Sarah (Hrsg.): *Platz da! Praktiken urbaner Verdichtung.* (Freiburger Studien zur Kulturanthropologie). Münster u.a. 2018.

Neumann, Siegfried: *Erzählwelten. Fakten und Fiktionen im mündlichen und literarischen Erzählen.* (Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 8). Münster u.a. 2018.

Schimek, Michael (Hrsg.): *Mittendrin. Das Museum in der Gesellschaft.* Festschrift für Uwe Meiners. (Schriften und Kataloge des Museumsdorfs Cloppenburg, Heft 35). Cloppenburg 2018.

Schmelz, Linda: *Kochen im Fernsehen.* Eine kulturwissenschaftliche Annäherung. (Studien zur Volkskunde in Thüringen, 7). Münster u.a. 2018.

Schmidt-Lauber, Brigitta (Hrsg.): *Andere Urbanitäten.* (Zur Pluralität des Städtischen. Ethnographie des Alltags, 3). Köln u.a. 2018.

Sieferle, Barbara: *Zu Fuß nach Mariazell.* Ethnographie über die Körperlichkeit des Pilgerns. (Innsbrucker Schriften zur Europäischen Ethnologie und Kulturanalyse, 4). Münster u.a. 2017.

Sutter, Ove/Flor, Valeska (Hrsg.): *Ästhetisierung der Arbeit.* Kulturanalysen des kognitiven Kapitalismus. Münster 2017.

Tauschek, Markus (Hrsg.): *Handlungsmacht, Widerständigkeit und kulturelle Ordnungen.* Potenziale kulturwissenschaftlichen Denkens. Münster u.a. 2017.

Winterberg, Lars: *Die Not der Anderen.* Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Aushandlungen globaler Armut am Beispiel des Fairen Handels. (Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft, 32). Münster u.a. 2017.

Wöhlke, Sabine/Palm, Anna (Hrsg.): *Mensch-Technik-Interaktionen in medialisierten Alltagen.* (Göttinger Studien zur Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie, 4). Göttingen 2018.

Wölk, Ingrid (Hrsg.): *Hundertsieben Sachen.* Bochumer Geschichte in Objekten und Archivalien. Essen 2017.

BILDNACHWEIS

LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte
S. 5, 78 (Sammlung Jüssen)
S. 6 (Sammlung Schiffer)
S. 12 oben, 14 oben (Foto: Gabriele Dafft)
S. 50 (Foto: Dagmar Hänel, 2016)
S. 74 (Foto: Peter Weber)

Martin Scherag/LVR
S. 12 unten

Christoph Hoffmann, bleydesign
S. 13

Nicole Schäfer/LVR-Zentrum für Medien und Bildung
S. 14 unten - 22

De leukste Limburgse woorden en gezegdes. o.O. 2016.
S. 31

Carsten Vorwig, 2018/LVR
S. 48, 51, 52 oben und unten links, 53 links und rechts oben, 54, 55 links, 57 links oben, rechts unten

wordfanne – Picasa Web Albums, CC BY-SA 3.0, https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=12241216
S. 52 unten rechts

Frank Vincentz – Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0, https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=20186265
S. 53 Mitte

V. Tönsfeld, 2018/LVR
53 unten rechts

https://archzine.net/gartengestaltung/ein-vogel-futterhaus-bauen-schone-vorschlage/
S. 55 rechts

T. Gerhards, 2017/LVR
Titel, S. 56

Werbeprospekt eines Gartenmarktes, Postwurfsendung 2017
S. 57 rechts oben

www.mauritshuis.nl: Pic : Info nl.Info en., Gemeinfrei, https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=423
S. 59

Web Gallery of Art: Image Info about artwork, Gemeinfrei, https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=1757585
S. 60

Georg Wessel, planet nippes Studio
S. 66, 67 links, 68, 69 sowie 67 rechts (Grafik: SUBGRAFIX – Design und Kommunikation)

Privatbesitz Alois Döring
S. 88-91

Wilfried Schwarz, Bornheim-Roisdorf
S. 92

Pfarrei St. Josef, Frankfurt
S. 95 links

Susan Kühnel, Mittweida
S. 95 rechts

Frank Vetter, Ahrensfelde
S. 96

Gabriele Huckelmann, Frankfurt
S. 97 links

Kerstin Stoffels/St. Marien in Frankfurt am Main
S. 97 rechts

Caroline M. Weber, Köln
S. 99

http://www.namenforschung.net/dfd/woerterbuch/liste/
S. 113

Karte erstellt mit http://interactive.zeit.de/strassennamen/
S. 115

ALLTAG IM RHEINLAND

Mitteilungen der Abteilungen Sprache und Volkskunde
des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte

Herausgeber
LVR-Institut für Landeskunde
und Regionalgeschichte
Endenicher Straße 133
53115 Bonn
Tel 0228 9834-0
Fax 0228 9834-119
rheinische-landeskunde@lvr.de
www.rheinische-landeskunde.lvr.de

Redaktion
Dr. Katrin Bauer
0228 9834-276
katrin.bauer@lvr.de

Dr. Georg Cornelissen
0228 9834-231
georg.cornelissen@lvr.de

Gabriele Dafft
0228 9834-207
gabriele.dafft@lvr.de

Dr. Dagmar Hänel
0228 9834-261
dagmar.haenel@lvr.de

Peter Honnen
0228 9834-235
peter.honnen@lvr.de

Redaktionelle Mitarbeit
Sarah Puckert
Vera Mey
Martina Schaper
Alwine Thyssen
Peter Weber
Esther Weiss

Layout und Druck
LVR-Druckerei, Inklusionsabteilung
Tel 0221 809-2418

online (pdf-Datei)
http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/de/volkskunde/produkte/publikationen_1/alltag_im_rheinland/detailseite_55/html